

Rezensionen

STEFAN ROHDEWALD: Götter der Nationen. Religiöse Erinnerungsfiguren in Serbien, Bulgarien und Makedonien bis 1944. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 905 S., 28 Abb. = Visuelle Geschichtskultur, 14. ISBN: 978-3-412-22244-4.

Wie schon in seiner Züricher Dissertation zur Geschichte der Stadt Polock im heutigen Weißrussland vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert widmet sich Stefan Rohdewald in seiner Passauer Habilitationsschrift einem Thema, das die Brücke vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert schlägt. Der Untertitel trifft den Gegenstand genauer. Die „religiösen Erinnerungsfiguren“ sind Personen, die über die ihnen zugeschriebenen Verdienste zu Gedächtnisorten der modernen Nationen Serbien, Bulgarien und Makedonien aufgebaut geworden sind. „Erinnerungsfigur“ erscheint hier als ein Untertyp des *lieu de mémoire* bei Pierre Nora oder des „Erinnerungsortes“, „Gedächtnisortes“ in der daran anknüpfenden deutschsprachigen Forschung. Sie ist eine Person, die zum Gedächtnisort geworden ist. Mit dem Syntagma „Götter der Nationen“ hingegen wird ein Befund angekündigt, der in der Arbeit weder vorab hypothetisch postuliert noch als Ergebnis präsentiert wird. Selbst im metaphorischen Sinne des All-Überragens hat keine der Erinnerungsfiguren Züge einer Gottheit erlangt, ist etwas wie ein neopaganer Kult um sie entstanden.

Rohdewald ordnet seine Arbeit vorweg in mehrere aktuelle Forschungsdiskurse ein: Verflechtungsgeschichte, Erinnerungskultur, Nationalismus als Religion. Aber unabhängig davon, dass ich den Analyseweg und die gewonnenen Erkenntnisse der Arbeit für überzeugend und berechtigt halte, sei vorweg als für den Leser irritierend angemerkt, dass Rohdewald aktuelle Namen und Schlüsseltermini verschiedener Diskurse geradezu anhäuft und immer wieder einwirft, ohne dass klar wird, inwieweit er hier nur zitiert oder sich mit diesen anderen Positionen identifiziert.

Anscheinend steht Rohdewald – wie auch der Rezensent – dem Begriff der „politischen Religion“ skeptisch gegenüber (S. 34–35). Der

Begriff bleibt am Ende eine Metapher, die auf die fallweise Ähnlichkeit der gewählten Ausdrucksformen und der gesellschaftlichen Leistungen von Religion und Nationalismus verweist, den ganz großen Unterschied des Vorhandenseins oder Fehlens eines transzendenten Bezuges aber ignoriert. Eine Nation kann sich über ihre Religion und über Gedächtnisorte aus der religiösen Tradition identifizieren, sie selbst wird dadurch keineswegs selbst zu einer Religion, wie unglücklich durch die „Götter der Nation“ suggeriert.

Auch wenn sich Rohdewald in Kapitel A, der Einleitung, auf Otto Gerhard Oexle beruft, halte ich die Aussage, im Heiligenkult werde „der Tote als wirklicher Teilnehmer erlebt“ (S. 30), für nicht begründet. Memoria ersetzt vielmehr die Anwesenheit des Toten. Im Christentum sind die Toten schon fern, nur im Falle des Wunders greift der Heilige (generisches Maskulinum!) unmittelbar in die Welt der Lebenden ein. Er ist vor allem wirkungsmächtiger Fürbitter, so wie es noch 1935 Zar Boris III. über den heiligen Fürsten Boris sagte: „Beschützer und Fürsprecher vor dem Höchsten zum Wohl des bulgarischen Volkes“ (S. 737). Der Aufbau von Kulturen um heilige Herrscher, sei es wegen ihres Martyriums, sei es wegen ihrer Lebensleistung, war geradezu eine Christianisierung des Ahnenkultes.

Im ersten Hauptabschnitt, Kapitel B, verfolgt Rohdewald auf breiter Literaturlage und mit teilweise Rückgriff auch auf die zentralen Quellen selbst den Aufbau der mittelalterlichen Kulte um Kyrill und Method, Kliment und Naum, Ioann von Rila, Fürst Boris und Zar Petăr von Bulgarien, Johannes Vladimir von Zeta, die heiligen Nemanjidenherrscher und den 1389 auf dem Amsfeld getöteten serbischen Fürsten Lazar von ihren Anfängen zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters bis in die frühe Neuzeit. Deutlich werden die Verflechtung der Pflege von Kulturen in Bulgarien und Serbien wie auch die fallweise Entlehnung aus Byzanz. In diesem Kapitel vermisste ich nur einen Verweis auf die 1995 in Rom publizierte Arbeit von BOŠKO I. BOJOVIĆ *L'idéologie monarchique dans les hagiographies dynas-*

tiques du moyen âge serbe.

Kapitel B bildet so nicht nur eine in sich ruhende Synthese zu orthodoxen Heiligenkulten in Südosteuropa bis in die osmanische Zeit. Sein großer Wert besteht vor allem darin, dass sich Rohdewald damit eine solide Grundlage für die folgenden, auf die Moderne bezogenen Kapitel selbst erarbeitet hat. Er kann so, wie er selbst formuliert (S. 12), die „Logik des Wandels von mittelalterlicher religiöser Memoria zu national umgedeuteter Rückbesinnung“ untersuchen. Nur dank der Präsentation in Kapitel B kann er dem Leser verdeutlichen, wie stark die religiösen Erinnerungsfiguren gegenüber ihrem historiographisch rekonstruierbaren Lebensweg und gegenüber dem mittelalterlichen, hagiographisch überhöhten Bild durch ihre Einbindung in den nationalen Diskurs verfremdet worden sind. Jeder Rückverweis ausschließlich auf die Forschungsliteratur zum Mittelalter wäre ein Provisorium geblieben.

In Kapitel C zeigt Rohdewald, wie im Zuge der modernen Nationsbildung und des Aufbaus der Kulturnation die Kulte wiederbelebt, neu gedeutet und instrumentalisiert worden sind, fallweise unter Betonung slavischer Gemeinsamkeit, häufiger zur nationalen Vereinnahmung. Der „Export“ des Kultes um Kyrill und Method von Bulgarien in die noch zum Osmanischen Reich gehörige Landschaft Makedonien war eines der Mittel, die dortige Bevölkerung für ein Bekenntnis zum Bulgarentum zu gewinnen.

Kapitel D, der dritte Hauptabschnitt, gilt der klaren „Nationalisierung“ der einzelnen Kulte in der Zwischenkriegszeit. Für die Nationalkirchen waren sie ein Mittel, sich der ausschließlich säkularen Verortung der Nation entgegenzustellen; die Nation ließ sich sakralisieren. Seit der Norden der historischen Region Makedonien als Ergebnis der Balkankriege zu Serbien und dann Jugoslawien gehörte, gewann dort Kliment von Ohrid an Bedeutung als spezifisch für diesen Raum sprechende Erinnerungsfigur, bis die Erinnerung an sein Wirken schließlich eine wichtige Funktion bei der Affirmation Makedoniens als jugoslawische Teilrepublik und seit 1992 selbständiger Staat gewann.

Als Akteuren der Integration mittelalterli-

cher Heiliger in das Selbstverständnis der modernen Nation begegnen wir in den Kapiteln C und D Politikern, Malern, Historikern, Dichtern, Geistlichen. Foren ihrer Arbeit sind Kirchen und Klöster, Schulen, das Zeitschriftenwesen, der Literaturmarkt. Entsprechend vielfältig sind auch die Quellen, auf die Rohdewald zurückgreift, wobei die Publizistik im Vordergrund steht. Zur Anschaulichkeit der Erzählung tragen die vielen Zitate in Übersetzung bei.

Bezogen auf Kyrill und Method ergibt sich in Kapitel C und D eine gewisse Verzerrung des Bildes dadurch, dass die Verehrung in der Westkirche mit Bezug auf Kroatien unter dem Aspekt des Jugoslawismus zwar knapp angesprochen ist, die Neurezeption bei Tschechen und Slowaken allerdings, da jenseits des definierten Themas, ausgeklammert bleibt.

Im Rahmen des ausführlichen Schlussteils E registriert der Autor als überzeugenden Befund, dass alle bedeutenden mittelalterlichen Kulte in den slavischen Reichen des orthodoxen Südosteuropa seit dem 19. Jahrhundert für die nationale Sache genutzt worden sind, sie erweisen sich als Elemente der *longue durée*. Heiligenkulte gehören zum Arsenal der attraktiven Angebote, auf deren Grundlage die modernen Nationen „gebaut“, „geschaffen“ werden, mit Hilfe derer die „Nationen erfunden“ (Benedict Anderson) werden. Allerdings hat sich die Gewichtung verschoben: Kyrill und Method und Kliment haben als Heilige nie eine solche Bedeutung gewonnen, wie ihnen als Begründern der slavischen bzw. nationalen Schriftkultur zugewiesen worden ist.

Nur in Ausblicken geht Rohdewald auf die Ära des Sozialismus und auf die Zeit seit dem Ende des Sozialismus ein. Man mag generell konstatieren, dass die feste „Zuordnung“ von Heiligen zu einer Nation noch deutlicher geworden ist. Wie hier ergänzt sei, gehört zur klaren Abgrenzung Montenegros von Serbien seit der Unabhängigkeit der planvolle Ausbau des Kultes um Johannes Vladimir von Zeta, ablesbar am Bau einer ihm geweihten großen Kirche in der Hafenstadt Bar und an der Aufstellung eines Denkmals für ihn im Park der Uferpromenade.

Im allerletzten Satz des Schlussteils (S. 849, ähnlich schon einmal S. 840) erklärt Rohdewald als ein Ziel seiner Arbeit, die von ihm untersuchten nationalen Diskurse „ihrer vermeintlichen Einzigartigkeit zu berauben“. Dafür hat er im Vorangegangenen immer wieder Vergleiche herangezogen und auf Ähnlichkeiten verwiesen. Die Sakralisierung der serbischen Könige sei kein Einzelfall in der europäischen Geschichte gewesen (S. 801). Man mag dagegenhalten, dass nirgendwo sonst die Konzentration auf den Kult des heiligen Herrschers über mehrere Generationen hinweg so planvoll aufgebaut worden ist – mit der Sakralisierung des Reichsterritoriums durch die Streuung der königlichen Grablagen in immer neuen Klostergründungen. Es sei nicht bestritten, dass auch in der deutschen Nationsbildung Christlichkeit eine Rolle spielte (S. 838), aber Luther als Pendant zu Kyrill und Method zu sehen (S. 839), halte ich für wenig hilfreich. Für einen Teil der neuen deutschen Nation war Luther jemand von ‚den Anderen‘, das Nebeneinander zweier Konfessionen erschwerte und verzögerte die Nationsbildung. Auch irritiert mich, die Pflege des Amselfeld-Mythos in Serbien im 20. Jahrhundert mit den Konzepten eines Alfred Rosenberg in eine Reihe gestellt zu

sehen (S. 840). Schon deswegen, weil die angestrebte „Reichskirche“ der Deutschen Christen nur die eine große Konfession in Deutschland erfasst hätte, hinkt der Vergleich mit der Mitwirkung der orthodoxen Kirche in Bulgarien an der nationalen Mobilisierung (S. 829, 838). Und keiner der von Rohdewald zur Illustration angeführten Texte aus dem Bulgarien der dreißiger Jahre nähert sich dem Rassismus in den Äußerungen mancher Deutscher Christen. Trotz aller Gemeinsamkeiten auch religiöser Aufladung der modernen Nationsbildung in ganz Europa bleibt doch die Besonderheit einer ungewöhnlich starken Rolle von religiösen Erinnerungsfiguren als Mittel der Schaffung nationaler Identität gerade im orthodoxen Südosteuropa.

Über die einzelnen Momente meiner Gegenrede hinweg bleibt festzuhalten: Stefan Rohdewald hat eine epochenübergreifende, dicht dokumentierte und konsequent argumentierende Synthese zum Thema der Umformung von Heiligenkulten in Gedächtnisorte der modernen serbischen, bulgarischen und makedonischen Nation vorgelegt und der vergleichenden Forschung wichtige Impulse gegeben.

Ludwig Steindorff, Kiel

EDUARD MÜHLE: Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 387 S., 46 Abb., 2 Ktn. ISBN: 978-3-412-50137-2.

Zwischen Böhmen, Polen, Österreich und Preußen gelegen, war die Stadt Breslau über tausend Jahre unter verschiedenen kulturellen Einflüssen wechselnden politischen Oberherrschaften unterworfen. Sie haben in der Stadtanlage und der städtischen Topografie tiefe Spuren hinterlassen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört, kam es zu einem nahezu vollständigen Austausch der Bewohner Breslaus. Die seit dem Spätmittelalter deutschsprachige Stadt wurde als polnisches Wrocław zu großen Teilen wieder oder neu aufgebaut. In den siebziger und achtziger Jahren versank es zunehmend im Grau des kommunistischen Alltags.

Erst nach dem Untergang des Ostblocks erlebte die größte und ökonomisch bedeutendste Stadt im Westen Polens seit den neunziger Jahren einen eindrucksvollen Aufschwung. Das reiche historische Erbe der inzwischen sanierten Altstadt und die sich bis in die Vororte im gesamten Stadtbild ausdrückende kulturelle Vielfalt trugen maßgeblich dazu bei.

Breslaus Geschichte war zuletzt wiederholt Thema renommierter Historiker, wobei die meisten Arbeiten – einschließlich einer von Jan Harasimowicz und Włodzimierz Suleja herausgegebenen, 2006 bereits in 3. Auflage in Wrocław erschienenen *Encyklopedia Wrocławia* – nur auf Polnisch vorliegen. NORMAN DAVIES und ROGER MOORHOUSE betonten in ihrer in städtischem Auftrag verfassten Geschichte Breslaus eine angeblich ungebrochene multikulturelle, ja kosmopolitische Tradition (Die Blume Euro-

pas. München 2002). Die stadthistorische Darstellung von Eduard Mühle, Professor für Geschichte Ostmitteleuropas und Osteuropas an der Universität Münster, setzt sich bewusst von solchen vereinfachenden, den heute gültigen Paradigmen geschuldeten Interpretation ab (S. 310–311). Seine Synthese beruht auf einer profunden Kenntnis der einschlägigen Literatur, die in über 500 Anmerkungen am Ende des Bands aufgeführt wird.

Das Buch ist in zehn chronologisch angeordnete Kapitel unterteilt. Es geht somit von den Anfängen einer früh- und hochmittelalterlichen, mit Polen verbundenen Burgstadt und polyzentrischen Frühstadt (bis etwa 1230) über die auf Schlesien ausstrahlende Lokationsstadt der Piasten-Herzöge der folgenden hundert Jahre zur dynamischen patrizischen Handelsmetropole, die sich unter nun böhmischer Herrschaft bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts herausbildete. Die von Bildung und Wissenschaft, im Alltag vom kirchlichen Leben, von Frömmigkeit und christlich-jüdischem Mit- und Gegeneinander beeinflusste städtische Identität sollte sich nunmehr noch stärker ausprägen, denn wie andere Städte im Reich entwickelte sich Breslau im Zeitalter der Konfessionalisierung zu einer „Hochburg des Luthertums“ (S. 109). Unter habsburgischer Herrschaft wurde die Hauptstadt Schlesiens für ein Jahrhundert lang zum „Zielpunkt der Gegenreformation“ (S. 135), die eine eingeschränkte Rekatholisierung mit sich brachte. Seit der Eroberung Schlesiens durch Preußen Mitte des 18. Jahrhunderts stand die neu aufblühende Residenz- und Festungsstadt im Zeichen der „friderizianischen Prussifizierung“ (S. 162). Gewerbefreiheit und industrielle Modernisierung brachen sich – nicht zuletzt dank dem Breslauer Wirtschaftspionier Gustav Heinrich Ruffer (1798–1884) – Bahn. Nachdem die ausgedehnten militärischen Anlagen zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgebrochen worden waren, wurde Breslau – jetzt unweit der Grenze zu Russland gelegen – abermals zur Festungsstadt ausgebaut. Im Wilhelminischen Kaiserreich und während der ersten deutschen Republik war Breslau aber auch ein „regionales Zentrum der Moderne“ (S. 199) im

Südosten, von dem kulturgeschichtlich bedeutende Impulse ausgingen. Die 1913 errichtete Jahrhunderthalle und kommunale Wohnbauprojekte moderner Stadtentwicklung stehen für Breslaus herausragende Rolle in der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Abgesehen von der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität und der Technischen Universität verfügte die Stadt auch über eine Jüdische Hochschule. Die Jüdische Gemeinde war die nach jener in Berlin und Frankfurt am Main drittgrößte im Deutschen Reich. Mühle bringt besonders die Verdienste des liberalen, pazifistisch eingestellten Juristen und Kommunalpolitikers Adolf Heilberg (1858–1936) in Erinnerung, eines Mitbegründers der Deutschen Friedensgesellschaft (1893), der am hier früh radikalisierten Antisemitismus und Nationalismus scheiterte. Denn Juden wurden hier nicht erst 1933, sondern schon in den zwanziger Jahren sozial isoliert. Insofern ließen sich die Jahre der Republik auch als Vorgeschichte der NS-Zeit deuten. Noch im März 1941 lebten in Breslau über 9000 Jüdinnen und Juden. Mehrere Massendeportationen überlebten kaum drei Dutzend Menschen (S. 250–251).

Unter dem Nationalsozialismus war die Stadt vollends zu einem „Bollwerk des Deutschen Ostens“ (S. 243) umgestaltet worden. Im Bau des neuen Regierungspräsidiums nahm dieser Auftrag konkrete Gestalt an. Biografisch verdichtet stellt der Verfasser diese Jahre in einem Porträt des Breslauer Universitätsprofessors und Ostforschers Hermann Aubin (1885–1969) dar.

Den Neuanfang in Polen als inoffizieller „Hauptstadt der Wiedergewonnenen Gebiete“ (S. 261) macht Mühle mit einer Mischung aus städtebaulichen, politischen, alltagsgeschichtlichen und künstlerischen Einblicken deutlich. Dabei steht das Kościuszko-Wohnviertel für den Wiederaufbau und die „polnische Aneignung“ (S. 265), Henryk Tomaszewski für einen bedeutenden Künstler und Theatermann aus dem polnischen Breslau. Das Ende der Volksrepublik wurde auch von der Industriestadt Breslau aus eingeläutet, wo sich antikomunistische Opposition und *Solidarność* stark artikulierten. Das letzte Kapitel gilt der „postsozialis-

tischen Großstadt“ (S. 303), die der politischen und wirtschaftlichen Transformation unterlag, doch zugleich ihre Vergangenheit neu entdeckte. Der Anspruch auf Mitsprache an zeitgenössischer Stadtentwicklung verkörpert sich im sogenannten Sky Tower, dem mit 212 Meter höchsten Wohngebäude Polens.

Heute ist Breslau, die viertgrößte Stadt des Landes, nicht zuletzt eine pulsierende Wissenschafts- und Universitätsstadt mit Parkanlagen und einer wiederbelebten Alt- und Kernstadt. Eduard Mühles Schilderung des historischen Werdegangs Breslaus vermittelt ein lebendiges, anschauliches Bild und macht zudem deutlich,

warum die Stadt zu den attraktivsten europäischen Metropolen gezählt wird. Zwei Karten zeigen die Innenstadt des heutigen Wrocław und einen (nur polnisch beschrifteten) Lageplan des 14. Jahrhunderts. Wer an weiteren solchen Materialien interessiert ist, dem sei der historische Städteatlas Breslau empfohlen, den das Herder-Institut 2016 in mehreren Sprachen herausgebracht hat (Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte. Band 5: Wrocław/Breslau. Hrsg. von Peter Haslinger [u.a.]. Redaktion: Dariusz Gierczak. Marburg 2016).

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

KARIN REICH / ELENA ROUSSANOVA: Formeln und Sterne. Korrespondenz deutscher Gelehrter mit der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Briefe von Johann Wilhelm Andreas Pfaff, Johann Sigismund Gottfried Huth, Wilhelm Struve, Martin Bartels, Magnus Georg Paucker aus der Autographensammlung von Wilhelm Stieda in der Universitätsbibliothek Leipzig. Aachen: Shaker, 2013. 435 S., 43 Abb. = Relationes, 13. ISBN: 978-3-8440-2450-0.

Es ist zweifellos als großer Gewinn für die historische bzw. wissenschaftshistorische Forschung anzusehen, dass im Rahmen eines Projekts der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig die wissenschaftlichen Beziehungen der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg untersucht werden: Es geht in der vorliegenden Edition um fünf Briefwechsel aus der Autographensammlung von Wilhelm Stieda, die, mit umfangreichen Kommentaren versehen, herausgegeben werden. Jeder Osteuropahistoriker, der zum 19. Jahrhundert forscht, kennt den Namen des Wirtschaftshistorikers Wilhelm Stieda, der zahlreiche bereits „klassisch“ gewordene Werke zu den deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen verfasst hat. Bis vor kurzem war nur wenig bekannt, dass die Universitätsbibliothek Leipzig über Stiedas umfangreiche Autographensammlung verfügt.

Die beiden Autorinnen haben sich bereits

bei der Arbeit am Projekt *Carl Friedrich Gauß und Russland* als gutes Team erwiesen (siehe: *Carl Friedrich Gauß und Russland*. Sein Briefwechsel mit in Russland wirkenden Wissenschaftlern. Unter Mitwirkung und mit einem Beitrag von Werner Lehfeldt. Berlin, Boston 2011. = Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. N.F., 16). Während der Recherchen zu diesem Thema hat Karin Reich Briefe mehrerer deutschstämmiger, im Russischen Kaiserreich tätiger Wissenschaftler in der Autographensammlung von Wilhelm Stieda in Leipzig ermittelt. Diese Briefe versprachen interessante Informationen für die Erforschung sowohl der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen als auch der internationalen wissenschaftlichen Kontakte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Diese Hoffnung hat der Editionsband *Formeln und Sterne* voll und ganz bestätigt.

Der Band beginnt mit einer Einleitung, in der das Ziel des Editionsvorhabens erläutert sowie die fünf ausgewählten Briefwechsel im historischen Umfeld diskutiert werden. Es folgt eine Skizze des Lebens und des Werks von Wilhelm Stieda (1852–1933) sowie eine Übersicht über die Autographen, die sich in seinem Nachlass befinden. In den darauffolgenden Kapiteln werden zwei Ständige Sekretäre der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg vorgestellt, Nikolaus Fuß (1755–1826) sowie sein Sohn und Nach-

folger Paul Heinrich Fuß (1798–1855), an die die edierten Briefe, die alle in deutscher Sprache verfasst sind, gerichtet wurden.

Die Autoren der Briefe wirkten vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Den Reigen der hier vorgestellten Briefwechsel mit der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg eröffnen die Briefe von Johann Wilhelm Andreas Pfaff (1774–1835) an Nikolaus Fuß. Der in Stuttgart geborene Pfaff war der Bruder des berühmten Mathematikers Johann Friedrich Pfaff, der Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie war. Empfohlen von seinem Bruder, bekleidete Johann Wilhelm Andreas Pfaff von 1804 bis 1809 die erste Professur für Reine und Angewandte Mathematik (einschließlich Astronomie) an der 1802 eröffneten Universität Dorpat (heute Tartu). Pfaff verstand es, das Interesse seiner Studenten an den exakten Wissenschaften zu wecken, z.B. im Falle von Magnus Georg Paucker und Wilhelm Struve. Des Weiteren wurde Pfaff damit beauftragt, eine neue Universitätssternwarte zu errichten. Pfaff entfaltete in Dorpat eine rege wissenschaftliche Tätigkeit; seine Abhandlungen ließ er Nikolaus Fuß in St. Petersburg zukommen. 1807 wurde Pfaff zum Korrespondierenden Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften gewählt. Alle Briefe von Pfaff in der Autographensammlung von Stieda stammen aus seiner Dorpater Zeit. Sowohl die Briefe selbst als auch das durch umfassende Recherchen ermittelte Material liefern neue wertvolle Informationen zu Johann Wilhelm Andreas Pfaff und seinen Aktivitäten in Russland.

Über den in Roßlau in Anhalt geborenen Johann Sigismund Gottfried Huth (1763–1818) gibt es bislang keine umfassende Biographie – zu Unrecht, wie der Beitrag in *Formeln und Sterne* beweist. Huth wirkte am Pädagogium und an der Universität Halle, bevor er 1789 als Professor für Physik und Mathematik an die Universität Frankfurt an der Oder berufen wurde. In der wissenschaftlichen Welt wurde er als Entdecker von vier neuen Kometen bekannt. Auf der Flucht vor den Wirren der Napoleonischen Kriege kam er 1808 an die Universität Char'kov, wo er als Professor für Angewandte

Mathematik wirkte. 1811 vertauschte er Char'kov mit Dorpat und war dort bis zu seinem Lebensende 1818 als Professor für Reine und für Angewandte Mathematik tätig. Laut der Darstellung der Autorinnen ließ in Dorpat Huths wissenschaftliche Tätigkeit nach, aber seine ausgezeichneten Qualitäten als Hochschullehrer sind der Universität Dorpat in besonderem Maße zugutegekommen. Ein Kapitel ist Huths Abhandlung über die Theorie der Lichtgeschwindigkeit gewidmet, ein besonders interessantes Thema. Huths Bestrebungen, Korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu werden, scheiterten an einem vernichtenden Gutachten von Friedrich Theodor Schubert (1758–1825) über Huths Abhandlung. Die Edition dieses Gutachtens sowie der Briefe Huths an seinen Freund Ludwig Heinrich Jacob (1759–1827) in Halle ergänzen die Edition von Huths Briefen an Nikolaus Fuß (Frankfurt/Oder, Char'kov, Dorpat).

Die Briefe des berühmten deutsch-russischen Astronomen Friedrich Georg Wilhelm Struve (1793–1864) an die St. Petersburger Akademie betreffen seine Zeit in Dorpat. Der junge talentvolle und zielstrebige Gelehrte begann gerade seine wissenschaftliche Laufbahn und teilte Nikolaus Fuß die ersten Ergebnisse seiner astronomischen und geodätischen Arbeiten sowie seine Zukunftspläne mit. Im Januar 1822 wurde Struve zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gewählt. Die in ihren historischen Rahmen eingebetteten Briefe von Struve, die die Autorinnen präsentieren, gestatten auch einen Blick auf die Beziehungen, die Struve mit seinen deutschen Kollegen unterhielt.

Der Braunschweiger Mathematiker Johann Martin Christian Bartels (1769–1836) suchte in Russland eine sichere Stelle für sich und seine Familie während der schwierigen Zeit der zahlreichen Napoleonischen Kriege. Nikolaus Fuß war es zu verdanken, dass Bartels 1808 an die noch junge, östlichste europäische Universität Kazan' als Professor für Mathematik berufen wurde. Nach vielen erfolgreichen Jahren wechselte Bartels 1821 als Professor für Reine und Angewandte Mathematik an die Universität

Dorpat. Noch von Nikolaus Fuß eingefädelt, wurde Bartels während der Amtszeit von Paul Heinrich Fuß 1826 zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gewählt. Mit Nikolaus und Paul Heinrich Fuß unterhielt Bartels sowohl wissenschaftliche als auch sehr persönliche, vertraute Beziehungen. Bartels war in das Netzwerk der wissenschaftlichen Großfamilie Euler integriert, deren Begründer der Mathematiker Leonhard Euler war. Die von den Autorinnen edierten Briefe von Bartels aus Kazan' und Dorpat sowie weitere zahlreiche, in der Forschung bislang unbekannte bzw. noch nicht veröffentlichte Dokumente erweitern die Kenntnisse über diesen bedeutenden Mathematiker und Hochschullehrer, der bis zu seinem Lebensende 1836 im Russischen Kaiserreich blieb und dem Russland viele Nachwuchsmathematiker, darunter Lobačevskij in Kazan' und die Brüder Senff in Dorpat, zu verdanken hat.

Im letzten Block wird der Briefwechsel von Magnus Georg Paucker (1787–1855) mit Nikolaus und Paul Heinrich Fuß ediert. Paucker begann seine wissenschaftliche Laufbahn an der Sternwarte in Dorpat. Von 1813 bis 1846 war er als Oberlehrer der mathematischen und physikalischen Wissenschaften am Gymnasium illustre in Mitau (heute Jelgava) tätig. Rufe an die Universität Dorpat sowie an die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg lehnte er ab. Pauckers wissenschaftliche Interessen betrafen Mathematik, Astronomie, Geodäsie, Metrologie sowie Meteorologie. Alle seine Beschäftigungsfelder erwähnte er in seinen Briefen an die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Ferner sorgte er dafür, dass die Akademie mit seinen wissenschaftlichen Beiträgen versorgt wurde. 1822 wurde er zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie gewählt. Für sein grundlegendes *Handbuch der Metrologie Russlands und seiner deutschen Provinzen* wurde ihm

1832 der ehrenvolle Demidov-Preis zuerkannt. Mehrere Veröffentlichungen Pauckers sind auch in der Handbibliothek des berühmten Göttinger Mathematikers Carl Friedrich Gauß nachgewiesen. Der hier vorgestellte Briefwechsel Pauckers mit Nikolaus und Paul Heinrich Fuß umfasst die Zeit von 1812 bis 1834 und enthält viele wertvolle Informationen.

Alle fünf hier edierten und kommentierten Briefwechsel sind einheitlich aufgebaut. Sie beginnen mit einem tabellarischen Lebenslauf, es folgen Miscellen zu Leben und Werk. In diesem Kapitel wird der jeweilige Korrespondent mehr oder weniger ausführlich vorgestellt. Dabei werden vor allem die mit den Briefen im Zusammenhang stehenden Themen genauer beleuchtet. In dem darauffolgenden Kapitel *Aspekte des Briefwechsels* werden zentrale Themen des jeweiligen Briefwechsels ausführlich behandelt. Die Briefedition enthält auch ein Verzeichnis der Briefe. Es ist zu betonen, dass im Textteil der Monographie zahlreiche weitere historische Dokumente ediert sind. Besonders wertvoll sind die Dokumente aus der St. Petersburger Filiale des Archivs der Russländischen Akademie der Wissenschaften sowie aus den Bibliotheken und Archiven in Tartu, Göttingen und Leipzig. Den Band schließen drei Verzeichnisse ab, nämlich ein Abbildungsverzeichnis, ein Literaturverzeichnis (S. 393–412) sowie ein Personenverzeichnis (S. 413–435).

Die Monographie, die dem facettenreichen akademischen Leben im Russischen Kaiserreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewidmet ist, kann nicht nur dem Fachpublikum, sondern auch einem breiten Kreis interessierter Leser empfohlen werden. Es bleibt zu wünschen, dass in Zukunft noch weitere Briefwechsel aus dem Nachlass von Wilhelm Stieda in einer so vorbildlich gestalteten Edition wie dieser erscheinen werden.

Galina Smagina, Sankt Petersburg

ALEKSEJ V. KALININ: Rossija i Japonija. Vstreča dvuch civilizacij. Monografija. [Russland und Japan. Begegnung zweier Kulturen. Monographie] Tver': Kondrat'ev A. N., 2013. 358 S. ISBN: 978-5-905621-38-3.

Russia is Japan's closest neighbor, but the history of their relations has not been an easy one. Conventionally, historians date the relationship between Russia and Japan to the first half of the nineteenth century, when Russia at-

tempted to solidify its power in East Asia while Japan tried to ward off Western imperialist advances. The border between Russia and Japan was settled in the treaty of 1875, according to which the Russian Empire obtained the undisputed sovereignty of Sakhalin Island while Japan retained the Kurile Islands. Unhappy with the treaty, the Japanese government and public became increasingly anti-Russian. Fears of military threat and even of colonization were coupled with the perception of Russia as an opportunistic and cunning nation.

Aleksei Kalinin's book deals, however, with the relationship between the two countries during the eighteenth century, in other words, with the pre-history of the direct confrontation. The author argues that the very early contacts between the two nations and peoples laid the foundation for future political and cultural relations, "forming the ethnopsychological framework of each nation". (S. 5)

The book consists of eleven chapters following a chronological order. The first chapter covers the earliest Russian references to Japan in the seventeenth century. Kalinin bases his research on the reading of the treatise *Kosmographia 1670*, which was a translation from Latin into Russian of European writings on the non-European world. Many of these observations were based on the writings of Marco Polo. The next nine chapters follow the steady advance of the Russians from west to east. Chapter 2 focuses on the colonization of Kamchatka and the growth of interest in Japan. It covers roughly the period of Peter the Great's rule and nicely describes the state's obsession with geographical discoveries in the East, stimulating the science of cartography in Russia. Chapter 3 covers the Russian discovery of the Kuril Islands as well as Japanese explorations of their northern territories. Chapter 4 describes the First Kamchatka Expedition of 1724 led by Vitus Bering with the aim to map the way from Kamchatka to the Icy Sea. It was hoped that, along the way, Japan as well as the meeting point between Asia and America would be discovered. The First Expedition was a prelude to the highly ambitious Second Kamchatka Expedition, or the Great Northern Ex-

pedition (Chapter 5), whose aim was to extend the Russian empire to North America. The Second Expedition established the first contact with the Japanese in 1739. Because the Russian presence in Kamchatka, the Kuril Islands, and Sakhalin was more prevalent from this point onward, more and more shipwrecked Japanese fishermen and tradesmen were encountered and sent to the Russian mainland. Most of these captured Japanese became teachers in Japanese language schools in St. Petersburg and Irkutsk.

Chapter 6 is devoted to the colonization of the Kuril Islands, the tribute system Siberian military leaders and governors imposed on the local Ainu people, and to the many abuses and burdens the locals had to endure. Although the author does not dwell on this point, it seems to be crucial that the Japanese learned about the brutality of the Russian authorities from the Ainu, many of whom escaped from the Kurils and moved to the south. Chapter 7 explores the origin of the Japanese theory of "threat from the North". In 1771, the Russian prisoner and Hungarian rebel Beniowski escaped to Japan from Siberia and wrote a report to the Japanese authorities about Russia's activities in the Far East and their plans for Asia. The Russians, warned Beniowski, were planning to attack Japan from the north and subjugate the Japanese nation in the very near future. Interestingly, Kalinin does not dismiss Beniowski's report as exaggerated but instead fully agrees with it, offering an overview of Russia's enormous expansion during the eighteenth century. Chapter 8 deals with the first attempt by a private merchant to establish trade relations with Japan. Previous expeditions and contacts were all state-organized and state-sponsored with the primary aim of geographical discovery and territorial expansion. The Yakutian merchant Pavel Lebedev-Lastochkin attempted a trade partnership in 1778 but, since Japan followed a policy of seclusion at that time, the attempt failed. In general, the interests of the Russian state moved to North America and it abandoned the advance to the south. The policy was altered once Russia faced sudden competition in the Icy Sea from the Great Britain

(Chapter 9). To solidify its control, the Russian government reinvigorated its policies in East Asia, sending the Adam Laxman Expedition to Japan in 1792 (Chapter 10). This Expedition obtained a permit to land on Japanese territory but this was not used and, under the seclusion policy, further negotiations were stalled. Finally, the last chapter cursorily describes the largely positive perceptions of the Japanese nation and people in European and Russian writings of the eighteenth century.

The strength of the book lies with its sources. Kalinin manages to work through numerous primary documents from the Russian State Archive of Early Acts (RGADA), ranging from the memoirs and writings of Peter the Great and Ekaterina the Great to official reports and memoirs of leaders of the various Expeditions, contemporary geographical encyclopedias, and revealing reports from Siberian governors and military leaders. The author may receive some criticism for telling a story rather than writing an analytical monograph, but readers should find much of value here. Researchers of the early history of Russia will discover a rich vein of bibliographical references.

The book, however, is less about the meeting of two civilizations, which is in itself a problematic choice of words, and more about the Russian advance into Asia. Japan is touched upon only in a general way, as a subject largely relying on secondary sources published by Russian historians. Throughout its eleven chapters, Kalinin vividly describes the thorny, often accidental, and brutal colonization of Siberia, Kamchatka, the Kuril Islands, and Sakhalin. The author harbors no illusions about the true nature of Russian imperial intentions and the “conquistadors” justification of horrific acts (genocide, hunger, enslavement, forced religious conversion) against local people. Kalinin sees the Russian advance into the east, including Japan, as a colonial imperial project driven for the sake of expansion. Kalinin does not address other factors targeted by historians of Imperial Russia to date, such as the demands of the Enlightenment Age for new discoveries, a new political economy, dynamism in the Russian public domain, or the emergence of a Rus-

sian national consciousness that intertwined with and became inseparable from Russian territorial consciousness. For that, I would refer readers to: *Russian Empire: Space, People, Power, 1700–1930*. Ed. by Jane Burbank / Mark von Hagen / Anatolyi Remnev. Bloomington: Indiana University Press, 2007. Kalinin’s book therefore is of primary interest to people who are interested in the colonization of Siberia and the Far East. As a documentary source, it could also compliment G. PATRICK MARCH: *Eastern Destiny: Russia in Asia and the North Pacific*. Praeger Publishers, 1996.

Kalinin’s book takes a high-flying approach probably dictated by the sources it uses. It covers the period between the two main reigns of the century, Peter the Great (1682–1725) and Ekaterina the Great (1762–1796). Therefore, the dramatic confrontations between Russian captains and Japanese authorities between 1796 and 1810, which greatly antagonized Japan against Russia, are unfortunately omitted. More importantly, however, Kalinin’s book is among the few to suggest that the Ainu became intermediaries between the Russians and the Japanese. Traditionally, historians adhered to the position that the Japanese were afraid that they would lose influence over the Ainu people and their lands (the Kuril Islands and Sakhalin) to Russia, whose policies towards minorities, they believed, were more amicable than that of Tokugawa Japan. Albeit perhaps unaware of this scholarship, Kalinin challenges this view in stating that the Japanese and the Ainu never thought of the Russians as benevolent rulers. Instead, the negative view of Russians in Japan was largely informed by Ainu stories and what the Japanese on the borderlands witnessed themselves.

Many individuals are described in the book, but the most fascinating among them are the shipwrecked Japanese, whose subsequent stories are gripping. Some died of diseases, some were murdered by greedy Cossacks, some married Russian women and had children, and many moved to St. Petersburg, where they met the emperor Peter or Great Ekaterina. Most of the captured Japanese became Japanese language teachers – some of them baptized, some

not – and almost none were allowed to return home. The author, however, leaves their stories half-told and one is left anxious to know more about these people and their fate. While this may be out of Kalinin's scope, the book would have gained so much value if a more personal approach had been taken.

SABINE JAGODZINSKI: Die Türkenkriege im Spiegel der polnisch-litauischen Adelskultur. Kommemoration und Repräsentation bei den Żółkiewski, Sobieski und Radziwiłł. Ostfildern: Thorbecke, 2013. 258 S., 94 Abb. = Studia Jagellonica Lipsiensia, 13. ISBN: 978-3-7995-8413-5.

Sabine Jagodzinski's rich and detailed study, based on a Humboldt University doctoral dissertation, examines the forms, features and commemoration strategies of the seventeenth-century Turkish wars among the Polish-Lithuanian nobility. She concentrates on the transformation of the palace and parish church of Żółkiew (now Zhovkva in Ukraine), by the three magnate families that owned it between 1600 and 1795: the Żółkiewskis, the Sobieskis, and the Radziwiłłs of Nieśwież and Olyka. The involvement of the Radziwiłłs in the Turkish wars was relatively slight, but the first two families had powerful reasons for trumpeting their exploits: Stanisław Żółkiewski, grand chancellor and grand hetman of Poland, died a hero's death at the battle of Cecora in 1620, while Jan III Sobieski, who secured the Polish-Lithuanian throne in 1674 after his triumph over the Ottoman army at the second battle of Chocim the previous year, dazzled Europe with his great victory under the walls of Vienna in 1683.

Jagodzinski sets her study firmly within the burgeoning theoretical literature on cultures of memory, drawing on the work of Otto Gerhard Oexle, Pierre Nora, Günter Lotte and Astrid Erll among many others. The work is lavishly illustrated, with 24 colour plates and many black and white illustrations. It is in many ways an impressive piece of scholarship. The author uses the visual evidence together

with substantial archival sources from Warsaw, including inventories and testaments, to construct a detailed and nuanced picture of the changing ways in which the three families commemorated the glorious deeds of Żółkiewski and Sobieski. This book provides much food for thought, and copious materials for other scholars to consider. Of particular interest is the detailed consideration of the battle paintings commissioned by Żółkiewski and Sobieski. Battle paintings are often scorned by art historians, but while they rarely make for great art, they are a valuable source, and Jagodzinski's observations are careful and perceptive. The architectural passages give an excellent account of the decoration of both palace and church, and of the objects they contained.

Tatiana Linkhoeva, München

There is much in this book for the considerable growing body of scholars interested in the fashionable topic of *lieux de mémoire*. There are, however, certain problems that arise from the author's adoption of this particular angle of vision. The book is presented as an investigation of Polish-Lithuanian *Adelskultur*. Yet the Polish-Lithuanian nobility – the *szlachta* – was a vast and highly diverse social group, but the book focuses on the commemorative strategies of three highly untypical families. The Żółkiewskis in the early seventeenth century were one of a handful of magnate families at the very apex of Polish noble society. The Sobieskis were even more untypical: one of only three noble families to have a member elected to the Polish throne in this period. The Radziwiłłs were untypical even in Lithuania: they held three of only seven entails ever agreed by the Polish-Lithuanian Sejm, and had secured a position in Lithuanian society in the sixteenth century that they sustained more successfully than any other noble family in the Commonwealth.

It is therefore difficult to claim that the actions of families that were not even typical of the magnate elite somehow represent the culture of the highly diverse noble classes of Poland-Lithuania. The author's grasp of the complexities of wider *szlachta* society is not always convincing. The bibliography omits many central works on the *szlachta*, and is over-reliant on a master's thesis from Munich university. Jagodzinski, moreover, falls into the trap of presenting the 'strategies' of the families she studies in terms of the fine distinctions between *Gedächtnis* and *Erinnerung* – and other such scholarly constructs – rather than examining the political context for their artistic patronage. For all three of these families had important reasons for glorifying their own and their forebears' exploits. Stanisław Żółkiewski, who began the process, was relatively uninterested in the Turkish wars in his presentation of his martial exploits, since his reputation had been won in wars against the Swedes and, in particular, the Muscovites, rather than the Ottomans. It was his family who had every reason to turn Żółkiew into a shrine to his martyrdom, preserving his cabinet as he had left it, installing the bloodied tunic in which he had died as a relic, and commissioning an elaborate catafalque, whose imagery is expertly analysed by Jagodzinski. For Żółkiewski was far from popular among the broader *szlachta*. He had supported – if reluctantly – Sigismund III during Zebrzydowski's *rokosz*, leading the royal army at the battle of Guzów; he had been made Grand Chancellor and Grand Hetman despite the legal incompatibility of these two powerful offices. Several of his officers on the fateful Cecora campaign doubted his judgement, and the lavish efforts undertaken by his widow to glorify her husband as a martyr were clearly designed to rescue his reputation.

Similarly, although Sobieski's brilliant generalship against the Ottomans won him the throne in 1674, he also had a past to live down. He had joined Charles X of Sweden with the rest of the Polish army in October 1655, and

had been one of the last to leave Swedish service during the national revival in the spring of 1656. He had been intimately associated with the unpopular campaign to elect a successor *vivente rege* to John Casimir in the 1660s, and had been a bitter opponent of Michał Korybut Wiśniowiecki between 1669 and 1673, leading the magnate opposition to the edge of treason. As king, he was unpopular with wide swathes of *szlachta* opinion, and the Turkish wars were by no means welcomed by all among the nobility. He faced an increasingly difficult and hostile opposition in the years after his triumph at Vienna; it is hardly surprising that he sought to promote his victories, although he commissioned the paintings of his great battles to be hung safely at home in Żółkiew rather than in Warsaw.

Thus it is questionable whether his particular strategies of commemoration reveal anything about broader noble *Gedächtniskultur*; they were part of his attempts to shore up his wiling reputation as a monarch. It would have been interesting to learn of how his family kept the flame alive after his death, but Jagodzinski's archival work was confined to Warsaw, and she has not consulted the Sobieski correspondence in Minsk, which might reveal much about the strategies of Sobieski's son Jakub, who inherited his father's name, but not his throne or his military talent. This might have been more to the point than a consideration of the Radziwills, who bought Żółkiew from Jakub's sister after his death, but who had little reason to concern themselves much about the Turkish wars.

Despite these reservations, it is undoubtedly true that since relatively few of the *szlachta* visited Żółkiew, it is difficult to gauge the reception of these strategies, and Jagodzinski draws many interesting points from the scanty sources at her disposal. Overall she has produced an accomplished piece of scholarship that will be of wide interest to many.

Robert I. Frost, Old Aberdeen

KIRILL ABROSIMOV: Aufklärung jenseits der Öffentlichkeit. Friedrich Melchior Grimms „Correspondance littéraire“ (1753–1773) zwischen der „république des lettres“ und europäischen Fürstenhöfen. Hrsg. vom Deutschen Historischen Institut Paris. Ostfildern: Thorbecke, 2014. 301 S. = Beihefte der Francia, 77. ISBN: 978-3-7995-7468-6.

Russlandhistorikern ist der deutsche Schriftsteller Friedrich Melchior Grimm (1723–1807) vor allem durch seinen Briefwechsel mit Katharina II. bekannt, der 1764 begonnen hatte, sich aber seit April 1774 nach einem siebenmonatigen Aufenthalt Grimms am russischen Hofe intensiviert und bis zum Tode der Kaiserin verstetigte. Abrosimov analysiert aber nicht diese, wie er sie nennt, „reprivatisierte“ Korrespondenz, sondern das halbmonatliche Periodikum *Correspondance littéraire, philosophique et critique* (im Folgenden CL), das Grimm seit 1753 als „literarischer Korrespondent“ von Paris aus mit Diderot und Mme. d’Epinay als prominentesten Mitwirkenden herausgegeben, redigiert und mit eigenen Beiträgen gefüllt hatte, bevor er es im März 1773 seinem Sekretär Jakob Heinrich Meister als Nachfolger anvertraute. Eine Sonderrolle schreibt Abrosimov Voltaire zu, der nicht zum inneren Zirkel der philosophischen Kommunikationsgemeinschaft um die CL zu rechnen sei, obwohl Grimm das Ansehen seines Periodikums dadurch steigerte, dass er viele der Briefe des „Patriarchen“ und Vorveröffentlichungen seiner Werke aufnahm. Übrigens bestätigen die meisten Einsichten, die der Autor zu den Beziehungen zwischen den Philosophen und Katharina nun auf der Basis der CL gewonnen hat, durchaus die bisherigen Erkenntnisse aus der gleichzeitigen Korrespondenz der Kaiserin mit Voltaire.

Abrosimov lässt keinen Zweifel daran, dass er den Pionierarbeiten des Aufklärungshistorikers Jochen Schlobach (1938–2003) zu den literarischen Korrespondenzen und zu Grimm viel verdankt. Aufmerksame Leser werden jedoch rasch die wissenschaftliche Eigenständigkeit dieser von Wolfgang Hardtwig betreuten Berliner Dissertation erkennen, die über ihr Spezialthema hinaus als ein kenntnisreiches

und durch klare Distinktionen methodologisch weiterführendes Standardwerk zu den Medien und Formen der Kommunikation im frankophonen Europa des 18. Jahrhunderts zu empfehlen ist. Es mindert den intellektuellen Gewinn aus der Lektüre nicht einmal, dass kyrillische Titel teils in französischer, teils in deutscher wissenschaftlicher Transkription und manchmal gar in der Umschrift deutscher Tageszeitungen wiedergegeben werden. Im Einklang mit den meisten neueren Forschungen distanziert sich der Autor in einer quellennahen empirischen Untersuchung der Vielfalt der Kommunikationsformen überzeugend von dem idealtypischen Paradigma des „Strukturwandels der Öffentlichkeit“ von Jürgen Habermas. Stattdessen gilt Abrosimovs leitende Fragestellung dem Spannungsverhältnis zwischen Öffentlichkeit und Exklusivität, das dem Gegenstand seiner Untersuchung immanent ist und in der Kommunikationskultur der Aufklärung verstärkte Aufmerksamkeit verdient. Nicht zuletzt spielte Grimm auf die CL und seine eigene Vermittlerrolle an, als er in der Lieferung vom 1. Januar 1773, also vor jenem ersten Besuch in Petersburg, behauptete, der kontinuierliche Kontakt, der sich „ausschließlich in unserem Jahrhundert“ zwischen Fürsten und Philosophen etabliert habe, sei nicht nur für die Literatur, sondern auch durch seinen Einfluss auf den öffentlichen Geist der Regierungen von epochaler Bedeutung und der Erinnerung durch die Nachwelt wert. Doch zum anderen verblüfft der Befund, dass von der CL unter Grimms Herausgeberschaft in den Jahren 1753–1773 überhaupt nur ein einziges Exemplar in der Schlossbibliothek zu Gotha vollständig erhalten geblieben ist, auf dem daher sowohl Abrosimovs Interpretation als auch die aktuelle, auf zwanzig Bände angelegte kritische Gesamtausgabe basieren.

Der widersprüchliche Sachverhalt zwischen Grimms pathetischer Selbstverortung und der offenkundig geringen Distribution seines Mediums erklärt sich aus dessen Besonderheit: Die CL wurde handschriftlich in Briefform hergestellt, meist mit der Diplomatenpost oder über Mittelsmänner versandt und sollte im Einvernehmen der Beteiligten streng geheim

gehalten werden, so dass Abschriften verboten waren. Subskribieren konnten das Periodikum nur ausgewählte Fürstinnen und Fürsten – letztlich maximal 17 Personen, überwiegend im Heiligen Römischen Reich, aber auch in Florenz, Stockholm, Warschau und Petersburg. Wie die Herausgeber anderer literarischer Korrespondenzen sah Grimm die Hauptaufgabe seines Periodikums in einer Kulturberichterstattung aus dem sich zunehmend vom Versailler Hof distanzierenden Zentrum Paris. Dabei legte er Wert auf eine von modischen Urteilen befreite, philosophisch begründete Kritik. Zudem unterschied sich seine CL, wie Abrosimov betont, im Anschluss an Montesquieus *De l'esprit des lois* durch laufende Informationen über die politischen Wissenschaften und Kommentare zur aktuellen Politik.

Obwohl Abrosimov die Abonnenten nicht biographisch ins Bild bringt, ragen auch in seiner systematischen Darstellung Katharina II. und König Stanislaw II. August von Polen-Litauen unter den wenigen als „aufgeklärt“ anerkannten Monarchen heraus. Allerdings muss der Leser die entsprechenden Erkenntnisse zu einem erheblichen Teil über das Personenregister zusammensuchen. Katharina wurde bald nach ihrer Thronbesteigung durch d'Alembert über Russlands Gesandten Dmitrij A. Golicyn in Paris als Abonnentin gewonnen, was sie offenkundig mit ihren mäzenatischen Gesten gegenüber den Enzyklopädisten geschickt eingefädelt hatte. „Wegen ihres Ranges“ zahlte sie freiwillig sogar mehr als alle anderen Abonnenten. 1767 warb die Salondame Marie-Thérèse Geoffrin Stanislaw August an. Gewiss überzeugt Abrosimovs These, es sei sowohl der Usurpatorin des russischen Throns als auch dem polnischen Wahlkönig um das „symbolische Kapital“ gegangen, das mit dem Abonnement verbunden gewesen sei, wobei umgekehrt auch Grimms Unternehmen von dem Ansehen beider Throninhaber profitiert

habe. Drei Episoden charakterisieren die Beziehung des Königs zu Grimm. Erstens begeisterte sich Stanislaw August so sehr für die CL, dass er 1770 vorschlug, sie zu einem offenen Diskussionsforum umzugestalten, in dem er sich konkreten Rat insbesondere von Diderot erhoffte, aber sich anscheinend auch eigene Beiträge vorstellen konnte. Doch Grimm argumentierte mit den Interessen anderer Abonnenten, dass seit jeher keine Antworten erwünscht seien. Zweitens musste der König 1773 eingestehen, mit Briefen des Abbé Galiani indiskret umgegangen zu sein, und drittens zeigte er sich nach Grimms Rückzug bald unzufrieden mit dem Periodikum und kündigte 1778 sein Abonnement.

Während Friedrich II. zu Grimm auf Distanz zu bleiben suchte, verbindet Abrosimov mit Katharina das „vollständige Repertoire der fürstlichen Kommunikationsakte“ gegenüber der CL. Dazu rechnet er ihre Briefwechsel, ihr „aufklärerisches Mäzenatentum“, also ihre großzügigen Angebote an d'Alembert und Diderot und ihre Beteiligung an den Kampagnen der Philosophen, aber auch die von ihr gestalteten Medienereignisse wie die *Instruktion für die Gesetzbuch-Kommission*, die quasi öffentliche Pockenimpfung oder die Übersetzung des *Bélisaire* von Marmontel. Für diese Gesten genoss sie die liturgische Verehrung der Philosophen. Zudem bot sich Grimm als Heiratsvermittler für den Thronfolger Paul an, und Katharina gewann Grimm und Diderot als Agenten für ihre Kunstankäufe. Soweit es um die Vermessung historischer Größe ging, hatte Stanislaw August bei den Philosophen ebenfalls schlechtere Karten, da sie Erfolge in Außenpolitik und Kriegführung zu den Feldern zählten, auf denen sich beispielhaft Friedrich II. und Katharina II. Reputation und Nachruhm erworben hätten.

Claus Scharf, Mainz

GERNOT BRIESEWITZ: Raum und Nation in der polnischen Westforschung 1918–1948. Wissenschaftsdiskurse, Raumdeutungen und geopolitische Visionen im Kontext der

deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Osnaabrück: fibre, 2014. 526 S., 8 Abb. = Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau, 32. ISBN: 978-3-944870-03-8.

1996 bezeichnete der Stettiner/Szczeciner Historiker Jan M. Piskorski in einem Aufsatz die sogenannte polnische Westforschung als ein „in gewissem Sinne [...] nahezu getreues Spiegelbild der deutschen Ostforschung“. Beide Disziplinen widmeten sich einem Raum – je nach Perspektive den „deutschen Ost-“ oder den „polnischen Westgebieten“ –, der von beiden Nationalstaaten zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Ausprägungen beansprucht wurde und teilweise bis heute einen Kernbestandteil der jeweiligen *mental maps* ihrer Bevölkerungen ausmacht. Ihre wechselseitigen Beeinflussungen und Bezüge, vor allem in der Zwischenkriegszeit, sind seitdem verschiedentlich untersucht wurden, etwa in einem von Piskorski 2002 mit herausgegebenen Sammelband *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik* sowie in zahlreichen Einzelstudien. Wichtige Protagonisten wurden biographisch näher beleuchtet, so etwa 2003 Zygmunt Wojciechowski (1900–1955) durch Markus Krzoska. Basierend auf seiner 2012 bei Wolfgang Höpken in Leipzig verteidigten Dissertation legt Gernot Briesewitz nun den Versuch einer Gesamtdarstellung der Forschungsrichtung in Polen von der Wiedererrichtung des polnischen Staates 1918 bis zur Stalinisierung des Jahres 1948 vor, indem er die durch sie entworfenen Raumvorstellungen und Wissenschaftsdiskurse rekonstruiert.

Ein solcher Versuch erscheint nur sinnvoll, wenn zugleich das deutsche Gegenüber in den Blick gerät, wie es hier geschieht. Dies gilt umso mehr, als die hier schwerpunktmäßig untersuchte Disziplin, nämlich die Geographie, in Polen stark von deutschen Traditionen beeinflusst war und hochrangige Vertreter wie Eugeniusz Romer (1871–1954) in einem deutschen akademischen Kontext sozialisiert worden waren. Der Autor widmet sich so seinem Gegenstand, anknüpfend an aktuelle Debatten der Nation(nalismus)forschung und der Raumforschung jeweils in ihren interdisziplinären Kontexten, stark beziehungs geschichtlich orientiert. Und es scheint fast konsequent, dass die Arbeit mit einem Satz zur „Ostforschung“, der „ältere[n] Stief-

schwester“ (Markus Krzoska) der „Westforschung“, endet und deren vieldiskutierten Charakter als „einem wichtigen Träger der deutschen Eroberungs- und Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg“ (S. 416) pointiert hervorhebt. (Vor diesem Hintergrund ist es völlig unverständlich, warum der Geograph Michael Fahlbusch in einer Besprechung von Briesewitz' Studie behauptet, sie bedeute „einen herben Rückschritt hinter die seit 15 Jahren geleistete kritische Aufarbeitung der hochbelasteten deutsch-polnischen Beziehungen“; vgl. <http://www.raumnachrichten.de/rezensionen/2000-gernot-briesewitz-r>.) Die Quellengrundlage bilden, neben den persönlichen Nachlässen einer Reihe der Protagonisten besonders aus Archiven in Posen/Poznań – mit dem dortigen „West-Institut“ (*Instytut Zachodni*) als wichtigstem Zentrum der „Westforschung“ –, vor allem deren zeitgenössische Publikationen (Einzelveröffentlichungen, Zeitschriftenaufsätze und Reihenwerke). Das entsprechende Verzeichnis umfasst beinahe 40 Seiten. Dazu tritt in vergleichbarem Umfang die einschlägige deutsch-, polnisch- und englischsprachige Forschungsliteratur. Diese Materialfülle finde ihren Niederschlag in einer überaus quellendichten Darstellung und Analyse, aber auch in einem bisweilen recht überbordenden Anmerkungsapparat.

Eine Arbeit wie die von Briesewitz sieht sich mit einer Reihe von Herausforderungen konfrontiert, die von ihrer Einordnung in das hochkomplexe und bis heute oft hochumstrittene Geflecht der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte mit ihren Verwerfungen gerade im 20. Jahrhundert bis hin zu begrifflichen Schwierigkeiten reichen. Dies beginnt bereits beim titelgebenden Begriff der „Westforschung“, bekanntlich eine Prägung durch deutsche Wissenschaftler in bewusster Analogie eben zur „Ostforschung“. Die polnische Wissenschaftstradition spricht demgegenüber eher vom „Westgedanken“ (*myśl zachodnia*), was neben der Wissenschaftssparte auch eher allgemein eine „politische Geistesströmung des 19. und 20. Jahrhunderts“ (S. 16) bezeichnet – und selbst erst retrospektiv verwendet wurde. Insofern scheint die Verwendung von „Westfor-

schung“ in einer Arbeit, die sich dezidiert der wissenschaftlichen Komponente dieser Geistesströmung widmet, durchaus angebracht und sinnvoll – zumal der Begriff inzwischen auch von polnischen Wissenschaftlern zumindest in deutschsprachigen Kontexten immer wieder so gebraucht wird.

Nach zwei einleitenden Kapiteln zu Forschungsstand und Methodik entfaltet Briesewitz seinen Gegenstand in vier thematischen Abschnitten. Sie widmen sich der Frage, „wie die Westforschung die deutsch-polnischen Grenzgebiete mit Hilfe der Geographie national konnotierte und in ein imaginäres nationales Raumkonstrukt integrierte“ (S. 27). Verbunden ist damit auch eine wissenschaftsgeschichtliche Fragestellung, die das vielfach thematisierte Verhältnis von „Wissenschaft“ und „Politik“ in den Blick nimmt. Dem beziehungs geschichtlichen Ansatz entsprechend werden zunächst die Raumdiskurse in der deutschsprachigen (politischen) Geographie mit ihrem Ausdruck im Begriff der Geopolitik resümiert, um anschließend deren Rezeption in Polen zu untersuchen. Für beide Länder konstatiert der Autor einen engen Zusammenhang der zunehmenden Professionalisierung der Geographie als Wissenschaftsdisziplin mit nationalen Zielsetzungen. Entsprechend war die Darstellung zwischenstaatlicher Beziehungen von einer „antagonistische[n] Perspektive“ (S. 121) in der Auseinandersetzung um bestimmte Territorien gekennzeichnet, die jeweils dem eigenen Staat als natürlich zugehörig angesehen wurden – mit besonderer Betonung auf Grenzräumen und strategisch wichtigen Elementen wie Flüssen und Meereszugang. Dieses Paradigma vom „Raumkampf“ wurde in Deutschland zunehmend ethnisch-rassistisch aufgeladen, war in Polen nach Briesewitz dagegen eher ökonomisch geprägt.

Die polnischen Debatten drehten sich dabei stark um die Idee eines „natürlichen Polens“, ausgehend von der verlorenen Staatlichkeit in der Teilungszeit und zurückgreifend auf die vormodernen Staatsgebilde der Piasten und der Jagiellonen. Wie Briesewitz im zweiten thematischen Kapitel zu Polen und Deutschland als *mental maps* zeigt, war damit ein eher restaurati-

ves Moment verbunden. Es bezog sich auf das Paradigma des „Landes“ und ging nicht über die maximalen Grenzen der genannten historischen Fürstenstaaten hinaus, war aber gleichwohl mit konkreten Gebietsansprüchen verbunden. In Deutschland hingegen dominierte der „Raum“-Gedanke, der Polen etwa in den verschiedenen Mitteleuropa-Konzepten unter eine deutsche Hegemonie subsumierte. Zugleich aber existierten nicht nur nationale Konfliktlinien, sondern auch innerfachlich-methodische Auseinandersetzungen, in denen wiederum auf Ansätze eines tagespolitisch als Antagonist wahrgenommenen Wissenschaftlers aus dem Nachbarland zurückgegriffen werden konnte. Dies zeigt sich etwa am Beispiel Romers, der in innerpolnischen Debatten u. a. mit Friedrich Ratzel argumentierte.

Das Kernkapitel der Arbeit stellt schließlich der dritte inhaltliche Abschnitt zur Westforschung als Raumkonstrukteur zwischen 1918 und 1939 dar. Besonders das „Piastische Polen“ erschien demnach als ein „idealer, aber vergangener Staatsraum“ (S. 289). Mit Bezug darauf konnte eine Siedlungskontinuität gerade in den umstrittenen Grenzgebieten behauptet und begründet werden. Zugleich bildete die Ostsee einen zentralen räumlichen Bezugspunkt bei dem Versuch, eine „Unterstützung der Nation im Konflikt mit Deutschland [zu] leisten“ (S. 290). Ein einheitliches Konzept hat es dabei unter den beteiligten Wissenschaftlern aber nicht gegeben; verschiedene Vorstellungen überschneiden sich. Zugleich war „nicht jede Konstruktion nationalen Raumes politisch motiviert“, sondern sie konnte „genauso in einem methodischen, wissenschaftlichen Kontext eine spezifische Funktion erfüllen“ (S. 290).

Unter den Bedingungen des deutschen Überfalls wurde die Arbeit der „Westforscher“ stark erschwert, viele wurden verfolgt und ermordet. In diesem Kontext kam es zu einer stärkeren Politisierung, wie Briesewitz im abschließenden thematischen Kapitel zum Zeitraum 1939 bis 1948 zeigt. Hier nun trat die Oder-Neiße-Grenze prominent in den Blickpunkt und wurde massiv propagiert – es waren „gerade die Jahre des Krieges und der Nach-

kriegszeit, in denen die Geographen sich daran beteiligten die Nation ‚zu schreiben‘ (S. 404). Der ‚Westgedanke‘ bezog sich nun hauptsächlich und einheitlicher als zuvor auf die ‚wiedergewonnenen Gebiete‘ eines ‚neuen natürlichen ‚Oder-Weichsel-Polens‘ (S. 406), eines ‚neopiastischen‘ Polens. Der neue Staat sollte so nach innen und außen legitimiert werden, gerade auch mit Blick auf die eigenen ‚ehemaligen Ostgebiete‘, die *Krzyż*, die nun der Sowjetunion zugeschlagen wurden.

Insgesamt leistet Briesewitz eine eindrucksvolle Kontextualisierung der polnischen ‚West-

forschung‘ in ihren zeitgenössischen Kontexten. Zwischenzusammenfassungen und ausführliche Register erleichtern den Zugang zum mit mehr als 400 Seiten Text doch recht umfangreichen Werk. Die beigegebenen acht Karten tragen zur Veranschaulichung bei, auch wenn angesichts des Untersuchungsgegenstands diese grafischen Manifestationen der betriebenen Raumkonstruktion vielleicht ausführlicher hätten thematisiert werden können. Dem überaus positiven Gesamteindruck der Studie tut dies aber keinen Abbruch.

Martin Munke, Dresden

MARIA FIEBRANDT: Auslese für die Siedlergesellschaft. Die Einbeziehung Volksdeutscher in die NS-Erbgesundheitspolitik im Kontext der Umsiedlungen 1939–1945. Göttingen: V&R unipress, 2014. 671 S., 2 Tab., 4 Graph., 3 Ktn. = Schriften des Hannah-Arendt-Instituts, 55. ISBN: 978-3-525-36967-8.

Bisher wurde vor allem die Bedeutung der Rassenbiologie, der Rassenanthropologie, für die Ideologie und die wissenschaftliche und politische Praxis des nationalsozialistischen Staates betont. In jüngsten Arbeiten wird aber immer deutlicher, dass der Rassenhygiene, der Eugenik, als künstlicher genetischer Selektion, eine besondere und dominierende Rolle in der Konzeption und Praxis des NS-Staates zukam. Wie stark die Rassenideologie und Rassenu-topie auf ein rassenhygienisches Grundparadigma verweisen, zeigen jüngste Arbeiten zu den NS-Konzepten für die geplante Kolonisierung des ‚Ostens‘, die unter der Bezeichnung ‚Generalplan Ost‘ bekannt wurde. Auch Maria Fiebrandt argumentiert für eine biopolitische und eugenische Ausrichtung des NS-Staates. Anhand der Selektion zukünftiger Siedler für die besetzten Ostgebiete, die sich in erster Linie aus ‚volksdeutschen‘ Umsiedlern aus mittel- und osteuropäischen Staaten zusammensetzten sollten, stellt sie in ihrer umfangreichen Studie die These auf, dass während der ‚Durchschleusung‘ der Umsiedler, also im Rahmen der Untersuchungen während der Einbürgerung, eugenisch-genetische Untersu-

chungen durchgeführt wurden, deren Ergebnis maßgeblich für die zukünftigen Verwendung als Siedler, aber auch für die Verleihung der deutschen Staatsbürgerschaft ausschlaggebend war. Hierfür hat die Autorin die Praxis der ‚Durchschleusung‘ im Kontext von Umsiedlung, Internierung und Untersuchung der Umsiedler untersucht.

Sie beginnt ihre Studie mit einem Überblick zu den rassenhygienischen Paradigmen des NS-Staates, mit einem Schwerpunkt bei der Euthanasie und der Volkstumspolitik unter rassenhygienischen Aspekten. In einem weiteren Kapitel erfolgt eine detaillierte Darstellung der Umsiedlungspolitik, der beteiligten SS-Hauptämter und ihrer Unterabteilungen wie der ‚Volksdeutschen Mittelstelle‘ sowie der praktischen Ausführung speziell am Beispiel Ostpolens, des Baltikums und Rumäniens. Im Hauptteil wird die Ankunft der Umsiedler im Reich, deren Erfassung und rassenbiologische, medizinische und rassenhygienische Durchleuchtung untersucht. Es folgt ein Exkurs zum ‚Sonderfall‘ der Volksdeutschen aus Südtirol.

Während bereits frühere Arbeiten auf die rassenbiologische Selektion der Umsiedler verwiesen haben (ISABEL HEINEMANN: ‚Rasse, Siedlung, deutsches Blut‘. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas. Göttingen 2003), versucht hier die Autorin auf einer breiten Quellenbasis nachzuweisen, dass die Selektionskriterien für die zukünftigen Ostsiedler einem eugenischen Paradigma folgten, was auf

eine grundsätzliche rassenhygienisch motivierte Konstruktion der Ostsiedlungsplanung verweise. Der breite historiographische Vorlauf, die Schilderung der Planung und des Ablaufes der Umsiedlung sind hierfür nicht unbedingt notwendig. Doch begründet die Autorin ihre zentrale These mit einer weiteren, der zufolge die volksdeutschen Gemeinschaften in den verschiedenen Teilen Osteuropas zur Zeit der Umsiedlung eugenische Vorstellungen als festen Bestandteil in ihre nationale bzw. rassenstaatliche Minoritätsidentität integriert hatten – was im übrigen bereits von andern Autoren für Rumänien sowie das Baltikum dargestellt worden war (zu den Rumäniendeutschen vgl. TUDOR GEORGESCU: *Ethnic minorities and the eugenic promise: the Transylvanian Saxon experiment with national renewal in inter-war Romania*, in: *European Review of History* 17 [2010] 6, S. 861–880; zu den Deutschbalten in Estland und Lettland vgl. BJÖRN FELDER: *From Proto-Eugenics to Euthanasia: Baltic German Eugenics in Latvia and Estonia 1890–1940*, Vortrag auf der Konferenz: „The German Archipelago: German Minorities and Interwar Eugenics“, 17.–18. Dezember 2011, Oxford University, Balliol College). Zudem habe der NS-Staat rassenhygienische Ideen in die volksdeutschen Gemeinden exportiert, die dort zunehmend rezipiert wurden. Des weiteren führt die Autorin aus, wie bereits auch psychisch Kranke unter den Umsiedlern nach deren Ankunft in den Aufnahmelagern isoliert wurden. Meist wurden die psychiatrischen Patienten dann früher oder später in der Phase der „stillen“ Euthanasie nach 1941 durch Medikamente oder Hunger ermordet.

Jeder Umsiedler erhielt eine Gesundheitskarte, in der eine „Rassennote“ vermerkt wurde (S. 458), die mit den römischen Ziffern I bis IV bezeichnet wurde. Zudem wurde die politische Haltung gegenüber dem Reich festgehal-

ten. Die entsprechenden Wertungen waren maßgeblich nicht nur für die Einbürgerung, sondern ebenso auch schon für die Zulassung zur geplanten Ostsiedlung. Haupt Gesichtspunkt waren eugenische Überlegungen (S. 466), wie die Autorin nachweisen kann.

Dass die Arbeit auf umfangreiches Material zurückgreift, ist Stärke und Schwäche zugleich. Die wichtigen Erkenntnisse zur eugenisch orientierten Selektion der zukünftigen „Ostsiedler“ nehmen insgesamt nur 120 Seiten des Buches ein. Den übrigen Platz verwendet die Autorin auf die ausführliche Darstellung der Planung und Praxis der Umsiedlung. Zudem leidet die Arbeit an der typischen Krankheit deutscher Promotionen, die auf eine Fülle von Material, Daten, Zitaten und Ereignisgeschichte setzen, die Grundthesen aber nicht komprimiert darzustellen vermögen. Im Grunde muss sich der Leser sein Bild selbst zusammenfügen. Im Rahmen dieses enzyklopädischen Ansatzes werden zu viele unterschiedliche Themen auf einmal bearbeitet. So bleibt vieles, was etwa die ideologische Gleichschaltung der volksdeutschen Gemeinden angeht, unklar, etwa die Rolle von Institutionen des Reiches bei der Verbreitung rassenhygienischer Vorstellungen in den dreißiger Jahren. Die oft diskutierte Frage, ob die deutschen Minderheiten von sich aus auf die NS-Ideologie einschwenkten oder ob dies das Ergebnis erfolgreicher Propaganda aus dem Reich war, bleibt auch hier unbeantwortet.

Betrachtet man den Erkenntnisgewinn zur rassenhygienischen Konzeption der NS-Ostsiedlung und die praktische Umsetzung im Rahmen der „Durchschleusung“ der volksdeutschen Umsiedler, stellt die Arbeit aber ganz sicher einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der nationalsozialistischen Utopie für den Siedlungsraum im Osten dar.

Björn M. Felder, Göttingen

MARK LEVENE: *The Crisis of Genocide*. Oxford: Oxford University Press, 2013. Vol. 1: *Devastation. The European Rimlands 1912–1938*. XXVIII, 545 S., 5 Ktn. ISBN: 978-0-19-968303-1. Vol. 2: *Annihilation. The European*

Rimlands 1939–1953. XVIII, 535 S., 5 Ktn. ISBN: 978-0-19-968304-8.

Die vorliegenden zwei Bände über Genozide in Europa während der ersten Hälfte des 20. Jahr-

hundreds haben das Potential, sich auf absehbare Zeit als Standardwerk der historisch brisanten wie auch hochaktuellen Thematik Völkermord und Massengewalt zu etablieren. In seiner großangelegten Studie nimmt Mark Levene die Zeit vom Ersten Weltkrieg bis zum Tod Stalins in den Blick, die er als genozidale Epoche in der modernen Geschichte Europas definiert. Sein Ansatz ist dabei – ähnlich wie in Timothy Snyders *Bloodlands* – geographisch. Der Verfasser verortet die Massengewalt in dem Raum, der vor 1914 durch europäische Imperien – Habsburg, Russland und das Osmanische Reich – geprägt war. Levene nennt diese Region, die vom Baltikum durch Mitteleuropa bis zum Balkan reicht und auch das Schwarze Meer, den Kaukasus und Kleinasien einschließt, die *rimlands*. Ethnische und religiöse Heterogenität charakterisierten diesen Raum und die Imperien, die ihn bis zum Ersten Weltkrieg beherrschten. Bereits vor 1914 gewannen hier die nationale Idee sowie Vorstellungen von ethnisch-nationaler Neuordnung und Homogenisierung an politischer Wirkungsmacht. Eine moderne Ordnung dieses Raumes sollte einheitlich und eindeutig sein und sämtliche modernen Mittel waren legitim, um dieses Ziel zu erreichen. Dazu zählte, nicht nur im Kriege, die Massengewalt gegen die zivile Bevölkerung.

Die beiden Bände folgen einer chronologischen Ordnung: das erste Buch umfasst die Zeit von 1912 bis zum Ende der Pariser Ordnung, der zweite Band die Jahre 1939 bis zum Tod Stalins 1953. Die Darstellung setzt mit den Balkankriegen ein und widmet sich in einer lezenswerten Betrachtung detailliert dem Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich. Aus dem Zusammenbruch der Imperien entwickelt Levene seine These einer Krise der *rimlands* nach dem Ende der Imperien. Sie habe sich in der Vorstellung ausgedrückt, dass eine nationalstaatliche Ordnung in diesem Teil Europas möglich sei. Dabei veranschaulicht der Verfasser die Komplexität und Fragilität des Minderheitenschutzes, der entwickelt wurde, um die Krise zu meistern. Der zweite Teil des ersten Bandes bespricht dann jedoch den Aufstieg der Mächte, die dieses völkerrechtliche

System aus dem Angeln heben wollten und bereit waren, eine gewaltsame Neuordnung der Region durchzusetzen: Stalins Sowjetunion und das nationalsozialistische Deutschland.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den Genoziden, die während des Zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit in den *rimlands* verübt wurden. Die Darstellung beginnt bei der Zerstörung des polnischen Staates und der Gewalt der deutschen und sowjetischen Okkupanten gegen seine Bürgerinnen und Bürger. Sie reicht bis zu der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa und den ethnischen Verfolgungen in Stalins Sowjetunion. Den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg und den Holocaust behandelt der Autor als Teil einer zweiten Krise in den *rimlands*. Wiederum gelingt es dem Verfasser, ein breites Panorama verschiedener Fälle zu präsentieren. So beschäftigt er sich etwa eingehend mit dem Partisanenkrieg in Jugoslawien und der Sowjetunion oder mit den genozidalen Kämpfen zwischen Polen und Ukrainern während des Zweiten Weltkrieges. Neben die epochalen Auseinandersetzungen tritt so der Blick auf die oft vernachlässigten Konflikte, die im Schatten des Krieges neue Realitäten schufen. Der abschließende Teil der Untersuchung beschäftigt sich mit der Deportation von Menschen, deren Nationen von Stalin der Kollaboration mit den Besatzern verdächtigt wurden, ins Innere der Sowjetunion. Er schließt mit der antisemitischen Kampagne von 1952/53. Diese potentiell gefährliche Aktion endete mit Stalins Tod und mündete nach Meinung Levenes wohl auch deshalb nicht in einen weiteren Genozid.

Die vorliegende Arbeit stellt sicher ein bisher unübertroffenes Kompendium zur Geschichte genozidaler Gewalt im Europa des 20. Jahrhunderts dar. Gut lesbar und detailliert wird der Leser mit der Politik und dem Kontext politischer Massengewalt vertraut gemacht. Dabei wird das Publikum durch die Chronologie und die geographischen Schwerpunkte mit einer Deutung konfrontiert. Für Levene sind die Genozide des frühen 20. Jahrhunderts Teil der Modernisierung und der Nationsbildung in dieser Region. Bei aller Ähnlichkeit mit Timo-

thy Snyders *Bloodlands* ist Levenes Interpretation aber sowohl zeitlich als auch räumlich breiter angelegt. Dieser Ansatz hat den Vorteil, dass er eine Vielzahl verschiedener Fälle von Völkermord in einem Werk zu dokumentieren vermag. Er bietet folglich jedoch keinen Platz mehr für die singuläre Betrachtung einzelner Opfergruppen. Sie werden in dieser Darstellung alle auf ihre Art und Weise Teil eines größeren politischen Prozesses.

Für die Geschichte der Gegenwart werfen diese beiden lesenswerten Bände die Frage auf, inwieweit die Prozesse des imperialen Zerfalls

und der Nationsbildung durch kommunistische Herrschaft nur stillgestellt wurden und spätestens seit dem Ende der UdSSR wieder aufbrechen. Auch ließe sich argumentieren, dass *rimlands* der Moderne heute an anderen Orten existieren – etwa im Nahen Osten oder in Zentralasien. Die von Levene beschriebenen sozialen und politischen Prozesse prägten nicht nur die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern reichen bis in unsere unmittelbare Gegenwart mit ihren Konflikten, Kriegen und Genoziden.

Jan C. Bebrends, Berlin und Potsdam

IGOR J. POLIANSKI: Das Schweigen der Ärzte. Eine Kulturgeschichte der sowjetischen Medizin und ihrer Ethik. Stuttgart: Steiner, 2015. 439 S., 55 Abb. = Kulturanamnesen. Schriften zur Geschichte und Philosophie der Medizin und der Naturwissenschaften, 8. ISBN: 978-3-515-11005-1.

Das Gespenst der „Sowjet-Medizin“ beschäftigte über Jahrzehnte nicht nur sowjetische Bürger und Akteure des Gesundheitsmarktes, sondern eventuell noch mehr westliche Beobachter. Das Schreckensbild einer ideologisch überladenen Heilkunde verstörte nicht nur Zeitgenossen der zwanziger und dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, sondern erschien vielen vom Kapitalismus enttäuschten und vor den Nationalsozialisten fliehenden Gelehrten als ein Symbol moderner Herrschaft. Insgesamt vernebelten Begriffe, Träume und Wahnvorstellungen auch vielen Historikern eine klare Sichtweise auf die Medizin in der Sowjetunion. Der Ulmer Medizinhistoriker Igor J. Polianski lüftet in seiner Habilitationsschrift den Schleier über diesem Komplex und macht zugleich deutlich, wie eng Medizin und Herrschaft in einem totalitären System verbunden bzw. aneinander gekettet waren. Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert, die sich chronologisch von 1917 bis in die frühen neunziger Jahre erstrecken. In der Einleitung schildert Polianski offen die Probleme, die sich ihm bei der Erforschung der „Sowjet-Medizin“ stellten: Schwierigkeiten in der Anwendung westlicher Analysemodelle,

diffuse Quellenlage, Widersprüchlichkeiten des Systems und die Ignoranz vieler (Medizin)historiker gegenüber der Geschichte und Realität sozialistischer Gesundheitssysteme.

Entgegen landläufiger Meinungen und der Selbstdarstellung sowjetischer Planer gründeten die Vorstellungen einer „sozialistischen Medizin“ nicht allein auf revolutionären Überlegungen, sondern auch den Vorarbeiten zaristischer Theoretiker, die sogar in der Sowjetunion ihre Karriere fortsetzten. Dabei waren Lenin und seine Mitstreiter bemüht, die ihrer Ansicht nach „bürgerlichen“ Ärzte mit ihrem überkommenen Standesbewusstsein und staatlichen Akteuren vorenthaltenen Wissen („Arztgeheimnis“) zu bloßen Handlangern des Proletariats zu degradieren. Bereits in den zwanziger Jahren mussten die sowjetischen Planer erkennen, dass dies vor allem dazu führte, dass Ärzte ihre Tätigkeit einschränkten und das Medizinstudium erheblich an Beliebtheit verlor. Mit Entscheidungen unzufriedene Patienten griffen bisweilen zum Knüttel oder zur Schusswaffe, um gewünschte Diagnosen oder Kuraufenthalte zu erzwingen. Parallel lief die sowjetische Gesundheitspropaganda hochtourig im Leerlauf: Da die keinesfalls flächendeckend vorhandenen Ärzte als Kontrollorgan von der Politik vernachlässigt wurden, interessierte sich niemand für einen gesunden Lebensstil, den Ärzte bewerben sollten. Die Abtreibung war gestattet, Homosexualität wurde nicht verfolgt, aber schon bei der Betreuung von Geschlechtskranken verhakten sich ideologische Theorien

und soziale Realität. Eine erste Wende erfolgte am Ende der zwanziger Jahre, als die Ära der Fünfjahrespläne einsetzte und Staat und Partei erstmals in der jungen sowjetischen Geschichte die Ärzte nicht mehr als obskure Geheimnisträger, sondern als wertvolle Verbündete wahrnahmen. Im Kampf gegen „Rechts-“, „Links-“ und „Trotzkisten-Abweichler“ in den dreißiger Jahren veränderten sich auch Handlungs- und Wissenschaftstheorien der Medizin. Polianski schildert anschaulich, wie die Verfolgungsmechanismen im Stalinismus die Medizin beeinflussten: Lysenkos Biologie eliminierte die Genetik(er), machte aber auch deutlich, dass im Hier und Jetzt der Schlüssel zur Schaffung der künftigen Gesellschaft lag. Die Verschmelzung von Körper und Geist im Materialismus machte es notwendig, Spezialisten heranzuziehen, denen ein gewisses Maß an Handlungsfreiheit zugebilligt wurde, wenn sie ideologisch gefestigt erschienen. Dies ermöglichte den zuvor als „Feinde des Proletariats“ geschmähten Ärzten den Wiederaufstieg an die Spitze der naturwissenschaftlichen Forschergemeinschaft. Nach Kriegsbeginn 1941 verstärkte sich dieser Trend, als die Relevanz von chirurgisch und rehabilitativ versierten Ärzten erheblich zunahm. Von dem in diesen Jahren gewonnenen Nimbus als „Retter des sozialistischen Vaterlandes“ zehrten die sowjetischen Ärzte bis zum Untergang des Systems. Zugleich bekamen sie mit der vereinfachten Lehre Ivan P. Pavlovs (1849–1936) ein zentrales Handlungsinstrument übergestülpt. Dabei waren die Ärzte in ihrer Gesamtheit immer wieder kollektiven Verfolgungen und Unterstellungen ausgesetzt, z.B. in der letzten stalinistischen Verfolgungswelle ab Ende 1952, die sich explizit gegen eine halluzinierte „Ärzteverschwörung“ richtete. Polianski schildert aber auch die Nebeneffekte dieser Propagandaschlacht: Kein Politkommissar deckte die „Ärzteverschwörung“ im Sinne der Propaganda auf, sondern eine junge, kommunistische Ärztin, die sich gegen die „alten Männer“ im weißen Kittel auflehnte. Und die übrige Ärzteschaft, organisiert in Fachgesellschaften? Stets herrschte Schweigen zu jeder neuen ideologischen Wendung, wie Polianski deutlich macht.

Scheinbar stimmten die Ärzte dem System grundsätzlich zu, hatten ihre Rolle gefunden. Dass dem nicht so war, zeigte sich spätestens im Jahre 1988, als im Rahmen der Perestroika die Gründung privater Arztpraxen und Polikliniken genehmigt wurde. Quasi über Nacht verließen die Ärzte die staatlichen Einrichtungen und stürzten das sowjetische Gesundheitssystem in eine finale Krise: die Unzufriedenheit der Bevölkerung nahm rapide zu, die Sowjetunion kollabierte. War das die Rache der Ärzte für 70 Jahre Gängelung, Bevormundung und Verfolgung oder eher eines von vielen Symptomen des mit der modernen Welt überforderten sozialistischen Systems? Polianski stimmt eher der letzteren Sichtweise zu. Denn wirkliche Rebellion lag den sowjetischen Ärzten stets fern. Das sowjetische Gesundheitssystem war bereits in den siebziger Jahren dem Kollaps nahe. Wenn die Parteiführung es wünschte, erwiesen sich sowjetische Ärzte als willfährige Vollstrecker ideologischen Willens, z.B. im Rahmen der Zwangspsychiatisierung von Dissidenten. Schweigen und Weitermachen waren die zentralen Aspekte ärztlicher Ethik in der Sowjetunion.

Polianski beschränkt sich in seiner Untersuchung nicht auf Archivquellen, staatliche Verlautbarungen und wegweisende Publikationen, sondern bezieht auch populäre Darstellungen und die Literatur in seine Darstellung ein. So wird deutlich, dass der Arzt als „Müllmann der Gesellschaft“ in der sowjetischen Volkskultur fest verankert war.

Kritisch bleibt anzumerken, dass die Lesefreundlichkeit des Buches aufgrund vieler Querverweise und unter dem Fehlen eines Registers leidet. Zu einigen Spezialthemen (z.B. der homosexuellen Emanzipation in den zwanziger Jahren) wurde die neueste Forschungsliteratur nicht verwendet. Alternative Heilweisen, ihre Bekämpfung und ihre Verankerung in der sowjetischen Bevölkerung werden so gut wie nicht erwähnt. Im Ganzen jedoch handelt es sich bei der vorliegenden Studie um ein wichtiges und bedeutsames Werk, dem eine breite interdisziplinäre Rezeption zu wünschen ist.

Florian G. Mildemberger, Frankfurt/Oder

SHEILA FITZPATRICK: *On Stalin's Team. The Years of Living Dangerously in Soviet Politics*. Princeton, Oxford: Princeton University Press, 2015. XI, 364 S., 30 Abb. ISBN: 978-0-691-14533-4.

Sheila Fitzpatrick hat bisher mit Sicherheit einen enormen Beitrag zur Sozialgeschichte des Stalinismus geleistet. Nun versucht sie sich an der politischen Geschichte der Mannschaft Josef Stalins. Damit ist sie nicht die erste, sondern beispielsweise Oleg Chlevnjuk, Arch J. Getty, Simon Sebag Montefiore oder Stephen G. Wheatcroft haben vergleichbare Untersuchungen durchgeführt. Kein Diktator kann alleine herrschen, und es ist offensichtlich, dass es einer Gruppe von gleichgesinnten Politikern bedarf, um Herrschaft auszuüben und politische Ziele umzusetzen. Auch im Falle Stalins sind also die Molotovs oder Mikojans wichtig, um das Regime besser zu verstehen. Während mitunter Analogien zu einem Hof gezogen werden, betont Fitzpatrick die Existenz einer Mannschaft um Stalin herum und bleibt auch weiterhin in sportlichen Metaphern.

Liefert diese Monografie angesichts der bereits vorhandenen Veröffentlichungen noch etwas Neues? Der Rezensent ist der Überzeugung, dass die Autorin unser Wissen tatsächlich erheblich erweitert und ihr Werk sehr empfehlenswert ist. Das Buch umfasst ein Glossar, eine etwas knappe Einleitung, zehn chronologisch aufgebaute Kapitel, eine Schlussfolgerung, umfangreiche Endnoten, kurze Biografien der Akteure und ein Register. Fitzpatrick schreibt sehr lesbar, und mancher Kollege sollte sich von ihr eine Scheibe abschneiden. Es treten sehr wenig Tippfehler auf; einige Fakten sind inkorrekt, so schreibt die Autorin, dass die Wende im deutsch-sowjetischen Krieg im Winter 1942–1943 nach zweieinhalb [sic!] Jahren Konflikt erfolgte (S. 4), und einige persönliche Angaben sind fragwürdig. Es erscheint als etwas zweifelhaft, dass Michail Kalinin seine estnische Frau tatsächlich in Riga kennenlernte (S. 29) oder dass Stalin neben seinen anderen Verpflichtungen wirklich 500 Seiten am Tag las (S. 106). Solche Kleinigkeiten ignorierend, kann nur gesagt werden, dass die

Verfasserin überzeugend die Beziehungen der Machthaber untereinander beschreibt; menschliche Aspekte kommen dabei nicht zu kurz, und sie geht auf die einzelnen Persönlichkeiten ein, sie ordnet alles in den historischen Kontext ein und führt als Gegenstimme noch Inhalte der Berichte zur Stimmungslage der Bevölkerung an. Das ist insgesamt gelungen komponiert, doch eine Zielgruppe, die breite Leserschaft, wird leider überfordert. Ohne solide Grundkenntnisse der Geschichte des Stalinismus lässt sich diese Monographie nämlich nicht mit Gewinn lesen. Der Fließtext umfasst nur 278 Seiten; mit etwas mehr Erläuterungen wäre er auch für ‚normale‘ Leser viel zugänglicher. Die Arbeit basiert auf umfangreichen Recherchen in den einschlägigen Archiven, den Memoiren aus dem Umkreis von Stalins Mannschaft sowie einer gründlichen Bearbeitung der Forschungsliteratur. Mitunter kann die Verfasserin auch den Kenner durch das Anführen bisher unbekannter Fakten oder Entwicklungen überraschen.

Stalins Mannschaft formierte sich in den zwanziger Jahren, gewann am Ende des Jahrzehnts erheblich an Bedeutung und löste sich 1957 auf. Die Autorin gibt also einen Überblick über mehr als 30 Jahre der Geschichte der hohen Politik der UdSSR. Dabei möchte sie sich nicht so sehr auf politologische Modelle konzentrieren, sondern auf die Interaktionen der Personen untereinander. Die Mannschaft fürchtete und bewunderte Stalin, und er bildete den Dreh- und Angelpunkt der Politik. Doch obwohl der Diktator glaubte, seine Mannschaft könne ohne ihn nicht auskommen, agierte sie doch nach seinem Tod 1953 überaus erfolgreich in Richtung auf einen grundsätzlichen Kurswechsel hin. Während bezüglich der Vorkriegszeit Fitzpatrick viel Bekanntes darstellt, liegt eine der Stärken des Werks gerade in der Untersuchung der Nachkriegszeit und der Transformationsperiode nach 1953.

Die einzelnen Kapitel sind wie erwähnt chronologisch aufgebaut und mit passenden Überschriften wie *Die Mannschaft bildet sich* versehen. Zwischenmenschliche Beziehungen werden gründlich behandelt, und dem Leser wird zu jedem Zeitpunkt deutlich gemacht, wer

gerade über Stalins Gunst verfügte und zu seinem inneren Kreis gehörte. Vjačeslav Molotov fungierte über lange Zeit als eine Art rechte Hand und potentieller Nachfolger Stalins, während Kalinin als formeller Staatschef über eine weitaus größere Popularität verfügte. Anders als ihre kosmopolitischen Vorgänger verfügten Stalins Spieler über ausgesprochen geringe Auslandserfahrungen und Fremdsprachenkenntnisse. Überzeugend stellt Fitzpatrick Netzwerke und Patronage dar und weist darauf hin, wie die Kinder der Mannschaft zur Intelligencija hin strebten und wie ihnen der bildungsmäßige Aufstieg zumeist auch gelang. Die Autorin eröffnet wirklich tiefe Einblicke in die Funktionsweise des stalinistischen Machtapparats und kann nachhaltig belegen, dass die Mitglieder der Mannschaft ebenfalls über eine gewisse Autonomie in ihrem eigenen Funktionsbereich verfügten.

Auch wenn Molotov später behaupten sollte, dass die Sowjetunion den Krieg nicht ohne den Massenterror 1937–1938 gewonnen hätte, stellte der „Große Terror“ offensichtlich einen außerordentlichen Schock für Stalins Mannschaft dar. Da anders als beispielsweise bei der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft nicht anonyme Bauern betroffen waren, sondern auch hochkarätige Parteimitarbeiter, halfen einzelne Mitglieder der Mannschaft den Betroffenen. Doch sie konnten selbst zum Opfer werden, ebenso wie ihre Angehörigen oder diejenigen von Stalins erweitertem Verwandtschaftskreis. Der Diktator konnte ohne Probleme die Seinen ebenso opfern wie seine Mitspieler. Um eine wichtigere Person zu verfolgen, nahm Stalin gerne die Taktik der „Dosierung“ vor, also die langsame und schrittweise Unterhöhlung ihrer Machtbasis, bis am Ende die Verhaftung stand. Allerdings geht Fitzpatrick praktisch nicht auf die große Mehrheit der Terroropfer ein – die kleinen Leute. Terror

ist jedenfalls ein durchgehendes Motiv des Werks, insbesondere weil hochgestellte Persönlichkeiten wie Molotov oder Kalinin auch die Inhaftierung der eigenen Ehefrauen miterlebten.

Bezüglich des Kriegs kann die Autorin überzeugend belegen, wie die Mannschaft zur Höchstform auflief und sehr viel Eigeninitiative zum Beispiel bei der Formierung des staatlichen Verteidigungskomitees (GKO) bewies. Leider behandelt Fitzpatrick kaum den Hitler-Stalin-Pakt. Die stärksten Kapitel untersuchen aber zweifellos die Nachkriegszeit. Durch das Altern Stalins und seine Gesundheitsprobleme musste seine Mannschaft nämlich nahezu im Kollektiv wichtige Entscheidungen treffen und nahm somit die spätere kollektive Führung vorweg, die von Nikita Chrusčev dann 1957 aufgelöst wurde. Unmittelbar nach dem Tod des Diktators war eine friedliche Transformation nur möglich, weil Stalins engste Mitarbeiter eben keine willenslosen Erfüllungsgehilfen waren, sondern teilweise relativ autonome Spieler einer Mannschaft. Allerdings waren sie natürlich auch Mittäter. Diese Mannschaft hatte längst begriffen, welche großen Fehler der Diktator begangen hatte, und sie erkannten unmittelbar die Notwendigkeit von Reformen wie die Abkehr vom Massenterror oder die Steigerung des Lebensstandards. Das erfolgreiche Weiterfunktionieren der Mannschaft stellte sicherlich eine Überraschung dar. Inwiefern aber wichtige Reformen noch zu Stalins Lebzeiten begonnen wurden, wird von Fitzpatrick nicht beantwortet.

Es handelt sich insgesamt um eine gelungene, gut lesbare und exzellent recherchierte Monographie, doch leider wird sie einen breiten Leserkreis nicht so einfach erreichen, weil dies ein stärkeres Eingehen auf den historischen Zusammenhang erfordert hätte.

Olaf Mertelsmann, Tartu

ALEKSANDRA V. KALJAKINA: Pod ochranoj ruskogo velikodušija. Voennoplennye Pervoj mirovoj vojny v Saratovskom Povolž'e (1914–1922). Moskva: Kučkovo pole, 2014. 303 S. ISBN: 978-5-9950-0443-1.

Die Historikerin Kaljakina hat sich bereits mehrfach mit dem Schicksal der Kriegsgefangenen in Russland im Ersten Weltkrieg, speziell im Saratover Gouvernement, befasst. Als Grundlage ihres vorliegenden Buches dienen

Dokumente aus verschiedensten russischen Archiven (u. a. Staatsarchiv der Russischen Föderation, Russisches Staatliches Militärgeschichtliches Archiv, Staatliches Historisches Archiv der Wolgadeutschen, Staatsarchiv des Saratover Gebiets), aus dem Saratover heimatkundlichen Gebietsmuseum, gedruckte schriftliche Quellen, darunter auch Memoirenliteratur, sowie die wissenschaftliche Literatur. Eingangs weist Kaljakina darauf hin, dass der Sammelbegriff „Kriegsgefangene“ verschiedene Personengruppen umfassen kann, also neben den kriegsgefangenen Militärs die internierten zivilen Staatsbürger aus den Russland feindlichen Staaten (neben seit Jahrzehnten in Russland lebenden Deutschen und Österreicher-Ungarn also z.B. Armenier und Griechen mit türkischer Staatsbürgerschaft), aber ebenso verschleppte bzw. als „Geiseln“ mitgenommene zivile Bewohner Ostpreußens.

Die ethnisch recht vielfältigen „Kriegsgefangenen“ wurden im durch Multikulturalität (Wolgadeutsche) geprägten Saratover Gouvernement von Anfang an relativ aufgeschlossen aufgenommen und behandelt, und sie erwarben sich ebenso schnell durch ihre vielgestaltige Tätigkeit eine geachtete, zunehmend unverzichtbare Position in der regionalen Wirtschaft und Landwirtschaft. Durch das ganze Buch Kaljakinas zieht sich als These, dass die Ausländer aus feindlichen Staaten, die sich kriegsbedingt im Saratover Gebiet aufhielten, massenhaft die Positionen der zur russischen Armee einberufenen männlichen Bevölkerung einnahmen, dadurch ein sich seines Wertes sehr wohl bewusster Bestandteil der regionalen Bevölkerung wurden und sich deshalb später unter den Bedingungen von Revolution und Bürgerkrieg politisch behaupten konnten. Hinzu kam, dass kriegsgefangene Slawen im panslawistisch gestimmten Russland bei entsprechendem Wunsch relativ schnell russische Untertanen werden konnten und kriegsgefangene Elsässer und Lothringer auf Wunsch Frankreichs in Russland von staatlicher Seite nicht mehr als „Deutsche“ betrachtet wurden. Etwas differenzierter war die Lage bei den kriegsgefangenen Türken, die sich wegen ihres Gesundheitszustandes und ihrer mangelnden Vor-

bildung öfters als unbrauchbar zur Verwendung in der Wirtschaft erwiesen, andererseits aber, falls es sich bei ihnen etwa um Armenier oder Griechen handelte, gar nicht mehr richtig als „türkische Staatsbürger“ galten. Wenn in Gesamttrussland im Februar 1916 von insgesamt 1.020.000 Kriegsgefangenen bereits 700.000 in ständigen Arbeitsverhältnissen wirtschaftlich tätig waren, weist Kaljakina mittels Statistiken und Diagrammen nach, dass dies im Saratover Gebiet ebenso der Fall war. Kriegsgefangene waren sich des Wertes ihrer vorhandenen professionellen Kenntnisse bewusst, streikten bei zu schlechter Entlohnung und hatten dabei die russischen Polizeiorgane auf ihrer Seite, welche fast regelmäßig die Berechtigung der gestellten Forderungen anerkannten. Fälle von Widerstand, Sabotage oder gar Spionage, aber ebenso von Flucht aus der Gefangenschaft traten kaum auf. Staatlicherseits griff man eigentlich nur noch dann zuungunsten von Kriegsgefangenen ein, wenn etwa, wie z. B. auf dem Grundeigentum der Fürstin Gagarina, ein Kriegsgefangener als nunmehriger „Dorfältester“ administrative Macht in die Hände bekam oder aber Kriegsgefangene als Aufseher einzelner Arbeitskräfte beschäftigt wurden. Ähnlich der „eingeborenen“ Bevölkerung erfolgte durch die russische Revolution ab 1917 eine Politisierung der Kriegsgefangenen, welche sich im Saratover Gebiet zu Tausenden den örtlichen Einheiten der Roten Armee oder aber den konterrevolutionären tschechischen Verbänden anschlossen. Kaljakina verweist an dieser Stelle gleich mehrfach auf das Beispiel des im Saratover Gebiet wirkenden Ernst Reuter, später namhafter Oberbürgermeister von Berlin (West). Alle diese Aktivitäten wurden allerdings von der ab 1918/1919 spürbar werdenden Repatriierung der vormaligen Kriegsgefangenen gehemmt, und der einst hohe Einfluss der Kriegsgefangenen im Saratover Gebiet ging bis zum Ende der Repatriierung 1922 auf Null zurück. Einige wenige, in der nunmehrigen Sowjetunion verbliebene, vormalige deutsche Kriegsgefangene fanden ihren Platz als Staatsfunktionäre in der neu geschaffenen Republik der Wolgadeutschen. Zusammenfassend gesehen überrascht der hohe

Einfluss auf die regionale Wirtschaft und damit indirekt auf das Funktionieren der lokalen Gesellschaft, welchen die Verfasserin den

Kriegsgefangenen im Saratover Wolgagebiet von 1914–1917 zuschreibt.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

INNA KLAUSE: *Der Klang des Gulag. Musik und Musiker in den sowjetischen Zwangsarbeitslagern der 1920er bis 1950er Jahre.* Göttingen: V&R unipress, 2014. 691 S., 93 Abb. ISBN: 978-3-8471-0259-5.

Es ist ein beeindruckendes und (ge)wichtiges Werk, nicht nur was die Ausmaße angeht. Nein, in der Dissertation von Inna Klause steckt viel, fast zu viel, möchte man hinzufügen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, alle Facetten von Musik und Musikern im Gulag darzustellen, das heißt sowohl die Formen und den Kontext des Musizierens als auch die Einzelschicksale von Musikern zu behandeln. Dabei will sie einerseits die Rolle und Funktion des Musizierens unter den unmenschlichen Bedingungen im Lager, andererseits auch die Zustände selbst schildern, um einer Verharmlosung des Lagerlebens unter dem Blickwinkel der Musik vorzubeugen. Und die Mengen der von ihr geborgenen und ausgewerteten Quellen möchte sie bei der Gelegenheit auch noch sichern. Der Autorin gelingt es tatsächlich, all diese Aspekte zu behandeln, leider zu Lasten der Übersichtlichkeit und der Auswertung aller Fakten.

Ihr Schwerpunkt liegt auf der „verordneten Musikausübung“ mit dem Ziel der Umerziehung und Disziplinierung der Häftlinge sowie der Steigerung der Arbeitsproduktivität. Dafür nimmt sie die offizielle Umerziehungspolitik ebenso in den Blick wie das reale Theaterleben und die Laienkunstzirkel. Am Beispiel zahlreicher Einzelschicksale wird deutlich, wie selten Plan und Wirklichkeit tatsächlich übereinstimmen. Die Autorin konstatiert eine gute Quellenlage. Sie schöpft ihr reichhaltiges Material aus Erinnerungen, Interviews, literarischen Zeugnissen und den Archiven der Lager, wo offizielle Dokumente wie Verordnungen, Gesetze und die Lagerpresse zu finden sind.

Ihr Hauptaugenmerk richtet sie auf vier Lager: das Speziallager auf den Solovki, das

Belbaltlag zum Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals, das Dmitlag zum Bau des Moskauer-Wolga-Kanals und das Sevvostlag im Gebiet der Kolyma, wo Gold gefunden worden war. Ein weiteres Kapitel widmet sich der selbstbestimmten und teilweise subversiven Musikausübung in der Untersuchungshaft, auf dem Weg ins Lager und dortselbst und das letzte geht der Frage nach, welche Bedeutung die Inhaftierung so vieler Instrumentalisten und Komponisten für das sowjetische Musikleben eigentlich hatte.

Leider werden dabei Arten der Quellen, Zeiten und Orte, Perspektive, Themen, Thesen, Funktionen und Hintergründe so vermischt, dass berührende Gedichte, kluge Schlussfolgerungen oder erschütternde Berichte unterzugehen drohen. Das zeigt sich schon beim Inhaltsverzeichnis, das allein sechs Seiten umfasst und damit kaum Orientierung bietet. Dazu kommt, dass einzelne Abschnitte oft mehr Aspekte umfassen, als die Überschrift anzudeuten vermag, und umgekehrt Themen, die man eigentlich an dieser Stelle erwartete, anderswo erscheinen. Die zusammenfassenden Abschnitte sind meist sehr kurz und nicht systematisch an jedem Kapitelende, sie stehen jedenfalls in keinem Verhältnis zu den sehr detaillierten Darstellungsteilen. Vor lauter Materialfülle verschwinden manch interessante Inhalte leider in den Fußnotenblöcken, die dadurch auch nicht übersichtlicher werden.

Warum es dennoch ein gutes und lesenswertes Buch ist? Wenn man sich die Mühe macht, die mehr als 600 Seiten durchzulesen, erfährt man unglaublich viel. Die Divergenz von Plan und Wirklichkeit des sowjetischen Systems (ob nun im zivilen oder im Lagerleben) ist als solche durchaus bekannt, bekommt aber plastische Konturen, wenn man beispielsweise einerseits von den von der Gulag-Verwaltung vorgeschriebenen ambitionierten Vorhaben für die Umerziehung der Sträflinge durch Kultur und Musik hört, andererseits aber

auch von an den Mundstücken der Blechblasinstrumente festgefrorenen Lippen, wenn zur Steigerung der Arbeitsproduktivität das Blasorchester bei -50°C zum Morgenappell aufzuspielen hatte. Trotzdem empfanden es die meisten Künstler als Privileg, in irgendeiner Weise künstlerisch tätig sein zu können. Hatte ein Cellist bei harter körperlicher Arbeit in eisiger Kälte einzelne Finger verloren, so wirkte er dennoch anschließend als Dirigent des Lagerorchesters.

Es waren ganz verschiedene Funktionen von Musik, die beide Seiten (Häftlinge ebenso wie Lagerverwaltung und Mitarbeiter) zur praktischen Musikausübung, aber auch zum Besuch von Theater und Konzerten bewegten. Für beide Gruppen bedeutete Musik Zeitvertreib und Ablenkung, sie konnte aber auch Ventilfunktion haben, um sich von aufgestauten Emotionen zu befreien. Für die Umerziehung ließ sich die Musik letztlich nur dahingehend missbrauchen, dass die Lagerverwaltung sie als Belohnung einsetzte, sei es für die Künstler selbst, denen gestattet wurde, ihr Instrument zu spielen oder auf einer Bühne zu stehen, sei es für den normalen Häftling, dem der Besuch eines Konzertes gewährt wurde. Dass eine Steigerung der Arbeitsproduktivität, das Wecken patriotischer Gefühle oder die bessere Einhaltung der Lagervorschriften durch Musik erreicht worden wäre, bleibt laut Klause zweifelhaft. Als Prestigeobjekt für die Lagerleitung konnten funktionierende Musikgruppen jedoch immer dienen. Auf Seiten der Häftlinge hatte Musik noch mehr Funktionen, teilweise mit ganz unterschiedlichen Wirkungen. Während der Proben und Konzerte spürten manche den „Geruch der Freiheit“, der es ihnen ermöglichte, ihre Menschlichkeit auch unter den unmenschlichsten Bedingungen wenigstens zeitweise zu bewahren. So konnten Musik und Kultur Trost und Hoffnung spenden, bei anderen aber auch erst zu wirklicher Verzweiflung führen, wenn ihnen der Widerspruch zwischen dem Elend im Lager und der heilen Bühnenvelt als Repräsentant ihres früheren Lebens in Freiheit bewusst wurde. Besonders die selbstbestimmte Musikausübung, seien es die Gesänge der Gläubigen, die Blatnye-Lieder

der Berufsverbrecher oder der Politischen, diente häufig der Besinnung auf die eigene Identität und Gruppenzugehörigkeit. Durch neue oder umgedichtete Lieder versicherte man sich seiner Herkunft, seiner Haltung und gab sich solchermaßen auch den anderen Gefangenen zu erkennen bzw. widerstand mehr oder weniger subversiv der erniedrigenden Behandlung als Häftling.

Es ist nicht so, dass Klause bei der Bearbeitung ihres Materials nicht auch interessante Erkenntnisse gewonnen und Thesen daraus abgeleitet hätte. Sie sind nur manchmal schwer zu finden und die Belege dafür sind über das ganze dicke Buch verstreut. Einer dieser Punkte betrifft das Verhältnis zwischen Häftlingen und der zivilen Bevölkerung im oder im Umkreis der Lager. Vor allem bei der Theaterarbeit begegneten sich gefangene und zivile Künstler; aber auch die Tatsache, dass oft Häftlinge vor zivilem Publikum zu musizieren hatten, brachte die beiden Gruppen in Kontakt. Schließlich kam es häufig vor, dass Musiker, die schon aus der Haft entlassen waren, weiterhin in der Region blieben und als Kulturträger fungierten. Klause schlussfolgert, dass solche Begegnungen zu einer besseren Akzeptanz der Lager in den jeweiligen Regionen geführt hätten, ja so manche Kulturinstitution in der Provinz ohne den „Nachschub“ aus den Lagern niemals ihre Arbeit und ihr Niveau hätte halten können. In ihren Augen waren die Lagertheater ausgesprochene Ausnahmeorte sowohl innerhalb des Lagers als auch für die Region und damit für Häftlinge wie Zivile gleichermaßen. Der Ausnahmecharakter bezog sich nicht nur auf die Behandlung der beteiligten Künstler, sondern auch auf das Programm. Klause vertritt die These, dass auf so mancher Bühne im Lager ein breiteres Repertoire von Musik und Liedern gespielt werden konnte als auf den zivilen „normalen“, aber eben von der offiziellen Ideologie bestimmten Bühnen.

Mithilfe der vielen Beispiele von Musikern in den Lagern widerspricht die Autorin der Annahme, dass es im Gegensatz zu Dichtern und bildenden Künstlern für Musiker einen „Schonungsbefehl“ gegeben habe. Klause führt im Gegenteil Beispiele an, wo offensichtlich be-

stimmte Musiker nur deshalb Opfer von vermeintlich willkürlichen Verhaftungen wurden, weil sie in Lagerorchestern fehlten. Generell plädiert Klause dafür, in der sowjetischen Musikgeschichtsschreibung auch all diejenigen

nicht zu vergessen, deren Potential in den Lagern oder durch die Folgen der Haft verloren gegangen ist.

Jana Bürgers, Offenburg

MANFRED ZELLER: Das sowjetische Fieber. Fußballfans im poststalinistischen Vielvölkerreich. Mit einem Vorwort von Nikolaus Katzer. Stuttgart: Ibidem, 2015. 323 S., 35 Abb. = Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 136. ISBN: 978-3-8382-0757-5.

Manfred Zeller legt mit *Das sowjetische Fieber* eine innovative Studie zur Populärkultur in der poststalinistischen Sowjetunion vor. Seine Untersuchung der Fankultur weist weit über den Fußball hinaus, stellt sie doch exemplarisch die Formierung von informellen Gemeinschaften und die systemkonforme Austragung von Rivalitäten im sowjetischen Vielvölkerreich dar. Aus der Not der ungünstigen Quellenlage macht Zeller eine Tugend und verknüpft souverän leitfadengestützte Interviews mit Fußballfans mit der Auswertung der Sportpresse und ausgedehnten Archivstudien in Moskau und Kiev.

In den dreißiger bis fünfziger Jahren bildete sich eine innerstädtische Rivalität zwischen den Fangemeinschaften von Spartak Moskau einerseits, Dinamo Moskau und CDKA (*Central'nyj Dom Krasnoj Armii*, später: CSKA: *Central'nyj Sportivnyj Klub Armii*) Moskau andererseits heraus. Dem Siegenarrativ der Polizei- und Armeeemannschaften Dinamo und CDKA stand am Ende dieser Periode das Opfer- und Freiheitsnarrativ von Spartak gegenüber, obwohl die Spartak-Euphorie bis zum Zweiten Weltkrieg noch das „Dazugehören“ im Stalinismus demonstriert hatte. Erst in einer poststalinistischen Mythologisierung ließ sich der Jubel für Spartak in eine Form von alltäglichem Widerstand gegen das Regime umdeuten.

Die folgende Periode bis zu den sechziger Jahren war geprägt von der Debatte über die *kul'turnost'* der mitfiebernden Fans, der *boleščiki*. Stadiongewalt wurde von den Medien verschwiegen und von den Behörden durch Erziehung zu kultiviertem Fan-Verhalten bekämpft.

Die zunehmende Verbreitung des Fernsehens läutete eine neue Epoche ein. Hatten bis dahin in Rivalität aufeinander bezogene Fan-Gemeinschaften nur in und vor den Stadien Moskaus existiert, entstand im neuen Medienzeitalter eine größere und überregionale (Sport-)Öffentlichkeit. Die Fans der Moskauer Teams saßen nun auch außerhalb der Hauptstadt. Mannschaften aus der Provinz und aus den nicht-russischen Republiken wurden sichtbar und feierten Erfolge. An erster Stelle zu nennen ist Dinamo Kiev, das auch international Triumphe feierte und so einerseits zum Kristallisationspunkt einer auf die ukrainische Sowjetrepublik bezogenen Gemeinschaft wurde, andererseits aber auch als „Mannschaft der Völker“ (*komanda narodov*) eine transnationale Fangemeinde jenseits des Moskauer Zentrums hinter sich scharte. Zugleich bezog der Fernsehfußball – angesichts der beengten Wohnverhältnisse in der Sowjetunion – nicht nur beide Geschlechter, sondern auch alle Generationen mit ein.

Die *fanatskoe dviženie*, deren Anfänge in die siebziger Jahre fallen, unterscheidet sich von den früheren Fans dadurch, dass sie selbstgestrickte Fan-Schals, Transparente und andere sichtbare Fan-Utensilien mit sich führte. Diese informell organisierten Fans führen, wenn auch nur in kleinen Gruppen, zu Auswärtsspielen und trafen dort auf rivalisierende Gemeinschaften. Anfänglich systemkonform, entwickelte sich daraus eine Jugendkultur, der die Behörden allmählich mit Repression begegneten. Die seinerzeit verschwiegene Katastrophe im Moskauer Lenin-Stadion in Lužniki, die 1982 mindestens 67 Tote forderte, bildete in dieser Hinsicht keinen Wendepunkt, sondern hatte nur eine Verschärfung der vorher begonnenen Unterdrückung sichtbarer Gemeinschaftssymbole zur Folge. Fan-Utensilien waren nun „westlich“ konnotiert und im Stadion nicht mehr zugelassen. Eine Konstante, die

während des gesamten Kalten Krieges galt und die nationalen Gegensätze zwischen den Fans innerhalb des Vielvölkerreiches überbrückte, war die Unterstützung sowjetischer Klubs und der Nationalmannschaft, wenn diese auf ausländische Gegner trafen.

Für die postsowjetische Zeit zeigen sich komplexe Wechselwirkungen zu anderen Subkulturen und nationalistischen Strömungen. Die internen Hierarchien und informellen Autoritätsstrukturen der Fan-Gruppen kommen heute offener zum Tragen und ziehen Fan-

Gewalt in einem Maße nach sich, das vorher nicht bekannt war.

Insgesamt legt Zeller in seiner reich illustrierten und gut lesbaren Dissertation überzeugend dar, dass und wie der Fußball als Zuschauersport systemkonforme Gemeinschaftsbildung in der Sowjetunion ermöglichte und wie die Gegnerschaft zwischen „wir“ und „sie“ unter Fußballfans gepflegt werden konnte, ohne dass dies die Grenzen des Sowjetsystems gesprengt hätte.

Stefan Wiederkehr, Zürich

GRZEGORZ ROSSOLIŃSKI-LIEBE: Stepan Bandera. The Life and Afterlife of a Ukrainian Nationalist. Fascism, Genocide, and Cult. Stuttgart: Ibidem, 2014. 654 S., 66 Abb., 7 Ktn. ISBN: 978-3-8382-0604-2.

A comprehensive and well-researched biography of Stepan Bandera, the wartime leader of the Organisation of Ukrainian Nationalists (Bandera faction, OUN-B) is long overdue. With this book, Grzegorz Rossoliński-Liebe has only partly succeeded rectifying this deficit. The book is the result of his extensive research in the archives of seven countries, his interviews with veterans of the OUN and includes a considered overview of contemporary publications.

Biographers often fall for their subjects. This cannot be said of Rossoliński-Liebe, who tries to deconstruct the cult of Bandera, popular in parts of Western Ukraine and the Ukrainian diaspora. There is much not to like about Bandera and the OUN. In the 1930s the OUN committed terrorist attacks against representatives of the Polish state and Ukrainians who were willing – at least temporarily – to accept Polish rule in these borderlands. At the beginning of the Second World War, the OUN sided with Nazi Germany; it is highly probable that after the German attack on the Soviet Union, members of the OUN instigated pogroms and killed Jews who had escaped to the forests. In 1943 and 1944, its underground army – the Ukrainian Insurgent Army (UPA) – murdered tens of thousands of Polish civilians

in an attempt to ‘cleanse’ the region of Poles. There is already an extensive body of literature on OUN and UPA war crimes which Rossoliński-Liebe draws on, but he provides additional evidence. The main aim of the book, however, is not to prove that members of the OUN and its affiliated partisan units committed numerous murders and were anti-Semitic but to prove that Bandera was a fascist leader and the Organisation of Ukrainian Nationalists a fascist organisation.

Rossoliński-Liebe emphasises that Bandera has become a projection screen for supporters and enemies alike. All of them project their views of the OUN on Bandera. The ‘real Bandera’ stays hidden. But this biography does not answer the question about the ‘real Bandera’ either. Rossoliński-Liebe too projects his highly negative views of the OUN on Bandera.

The book is divided into 10 chapters. It starts with a very short introduction outlining the origins of the Ukrainian national movement and the ideology of the OUN. The next, short (24 pages) chapter is dedicated to Bandera’s formative years. The first 25 years of Bandera’s life are quickly covered. Throughout the book, the reader does not learn much about Bandera’s personal life, and his character stays elusive. A key chapter analyses the Warsaw and Lviv murder trials, in which Bandera was one of the defendants. He was sentenced to prison for having ordered the assassination of the Polish minister of the Interior Bronisław Pieracki. Two chapters discuss the activities of the OUN/UPA during the

Second World War. One of the most interesting chapters deals with Bandera's life after the war and his assassination. The last three chapters discuss the mythologisation and glorification of Bandera by members of the Ukrainian diaspora, the representation of Bandera in Soviet propaganda, and the return of the Bandera cult to (Western) Ukraine after the collapse of the Soviet Union.

Bandera's life and the history of the OUN are intimately linked, but this book is more about OUN ideology and policy than a political biography of Bandera. The author holds Bandera implicitly responsible for the actions of the OUN(b) but largely does not consider it necessary to prove Bandera's direct involvement. This makes sense as long as Bandera was free and capable of giving orders and overseeing the activities of his organisation, but this approach is problematic for the long periods during which Bandera was either sitting behind bars in a Polish prison (1934–1939) or interned by Nazi-Germany (July 1941 – December 1944, the last three months just under house arrest). The author produces conclusive evidence from published and unpublished sources that in the 1930s and during the Second World War Bandera and the OUN embraced fascist ideology. It is also clear that the OUN and UPA were responsible for many acts of mass violence against civilians. Bandera's responsibility for this violence is more difficult to prove. It is highly likely that he condoned the anti-Semitic violence at the beginning of the German attack on the Soviet Union. It is less clear how much he knew and what he thought about the Holocaust and to what extent he condoned anti-Semitic violence and the mass murder of Polish civilians after he was interned by the Germans. He certainly did not publicly distance himself from this violence.

Rossoliński-Liebe shows that there were striking similarities between the ideology, inner structure, and political aims of the OUN and those of the Ustasha in Croatia or the Arrow Cross Movement in Hungary. What Rossoliński-Liebe addresses but does not fully discuss is the question how central fascism was to the ideology, views, and policies of Bandera

and his followers. Was Bandera an ardent fascist? He was certainly attracted by the political success of figures such as Hitler and Mussolini whose leadership style he tried to emulate. But there was also another, more pragmatic reason why Bandera and the OUN embraced fascism. For the Ukrainian national movement Germany was a natural ally against Poland and the Soviet Union in the fight for an independent Ukraine. With Germany ruled by the Nazis, 'speaking fascist' might offer some benefits.

Rossoliński-Liebe could also have done more to elucidate Bandera's and the OUN's place in the Ukrainian national movement. Many Ukrainians were nationalists without being members of the OUN or supporting its methods. Rossoliński-Liebe writes that in the 1920s and 1930s the "ideology of Ukrainian nationalism" underwent a process of fascistization (p. 23). Most Western Ukrainian politicians and intellectuals, most Greek Catholic priests and a substantial number of peasants were Ukrainian nationalists, but only a minority were actually members of or actively supported the OUN. The strongest party in this period was the UNDO (Ukrainian National Democratic Alliance), which was a nationalist but not a fascist party. In this respect, when Rossoliński-Liebe takes the OUN as shorthand for the Ukrainian national movement as such, he plays into the hands of both apologists of the OUN and Soviet propaganda. The OUN did not dominate Ukrainian nationalism before the war. During the Second World War, the two branches of the OUN managed to marginalise all other parties. This happened in a period when compromises and peaceful strategies were not in great demand. Rossoliński-Liebe could have done more to place the OUN in the historical context of the Second Polish Republic. The focus on proving that the OUN was a fascist organisation led him to neglect other influences. Some aspects of OUN ideology were quite similar to the ideology of the Polish national democrats, especially the anti-Semitic views held by the right wing of that movement. During the Second World War in Lviv, part of the Polish Home Army was strongly influenced by the Polish national democrats,

and some Home Army statements on the Holocaust and on the necessity of ethnic cleansing in the region (in this case, the aim was to 'cleanse' the area of Ukrainians) are very similar to OUN comments. Rossoliński-Liebe dismisses the OUN's shift towards more democratic principles at the end of the Second World War as a purely tactical move. There are strong indications that the OUN did not shed its fascist ideology after the war, but the question remains whether this fascism is the key for understanding the movement. Bandera and his followers subordinated everything to the aim of achieving national independence. When it was clear that the fascist powers would lose the war the OUN suddenly started to develop a strong liking for liberalism and democracy hoping that this would appeal to the victorious Western democracies. Rossoliński-Liebe dismisses the concept of integral nationalism a bit too easily and quickly.

The story of Bandera's death reads like a crime novel and is typical for the cold war. The part on the mythologisation of Bandera after the war is instructive but does not add much to the main argument of the book, i.e., that Bandera was a fascist and the OUN a fascist organisation. The discussion of historiography

on the OUN and Bandera would be more useful if it were included in the introduction. Rossoliński-Liebe is also a bit unfair on the researchers who published on the OUN in the 1980s. Some historians writing at the time on the Ukrainian national movement were less critical of the OUN than they are today, but this was mostly because of a lack of thorough research and was also a reaction to the distortion of the history of Ukrainian nationalism by Soviet propaganda and historiography. The book carries a liberal sprinkling of the term "fascist", to hammer home the message. OUN members and Bandera are highly problematic 'heroes' but I fear that Rossoliński-Liebe's deconstruction will only appeal to the converted: those who are already critical of Bandera and the OUN. The style of writing is sometimes unnecessarily polemical. By slightly toning down his rhetoric Rossoliński-Liebe could have made it more difficult for admirers of Bandera and the OUN to reject his findings. It is a brave book. The history of Bandera and the OUN are a minefield in today's political landscape, and many historians of Ukrainian history shy away from the topic.

Christoph Mücke, Coventry, Great Britain

KAI STRUVE: Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2015. XV, 739 S., 34 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-3-11-036022-6.

Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 schuf eine Zäsur im Ablauf des Zweiten Weltkriegs: Ukrainische Nationalisten begannen darauf zu hoffen, endlich zu ihrer angestrebten Staatlichkeit zu kommen, die Deutschen sahen sich in der eigentlichen ideologischen Auseinandersetzung mit dem „jüdischen Bolschewismus“, gegen den sie einen Vernichtungskrieg führten, und dementsprechend trat die Judenverfolgung in ihre letzte Phase – die rasch eskalierende Ermordung von zunächst zumeist sozial arrivierten Männern, die bald in die völlige Ausrottung der jüdischen

Bevölkerung überging. Nicht nur in Ostgalizien, mit dem sich der Verfasser näher befasst, sondern auch in Wolhynien, im Baltikum, in Bessarabien, der Bukowina und Teilen Polens war der deutsche Durchmarsch anfangs aber von Judenpogromen der Einheimischen begleitet. Rächende Identifizierung der Juden mit der kurzen Sowjetherrschaft, deutsche „Auslösung“, schiere Raublust, so sahen die bisherigen Interpretationsversuche des jeweiligen lokalen Judenmordens aus.

Kai Struves Habilitationsschrift ist ein Versuch, in einem mikrohistorischen Zugang die divergierenden Interpretationen durch eine Beständigkeit schaffende Untersuchung zu ersetzen, was weitgehend gelungen ist. Im Theoriebezug setzt sich Struve dankenswerterweise von der modischen Annahme einer Voraussetzungslosigkeit von Gewalt ab und postuliert

stattdessen, dass in der Beschreibung der Gewalt (die er als zentrales Mittel der OUN erkennt, S. 90) ihre Kontexte und Motive herausgearbeitet werden können. Den wichtigsten lokalen Kontext erkennt der Verfasser dabei in den nun erfüllbar scheinenden Staatsträumen der Bandera-Fraktion der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN-B).

Die inhaltliche Darstellung beginnt mit dem kurzen ukrainischen Aufstand in Ostgalizien im September 1939, dessen Opfer primär polnische Polizisten und Kolonisten wurden, in denen man die Feinde ukrainischer Entwicklung im Polen der Zwischenkriegszeit sah. Um zu erläutern, wie zwischen 1939 und 1941 an Stelle der Polen Juden zur vorrangigen Feindgruppe der Ukrainer wurden, folgt ein fast 100 Seiten langer Abschnitt, in dem die Kontakte der OUN zu den Deutschen, die geduldete Vorbereitung auf eine politische und Verwaltungsübernahme („Marschgruppen“), die militärische Kooperation, Heydrichs „Pogrombefehl“, aber auch die positiven Erfahrungen im Generalgouvernement beschrieben werden. Sie stützten ukrainische Nationalisten in ihrer Erfolgszuversicht ebenso wie die Wahrnehmung der sowjetischen Herrschaft in Ostgalizien sie in der Gleichsetzung von Juden mit Kommunisten oder Russen allgemein besträrkte.

Während es unstrittig ist, dass die Planer der OUN-B im Frühjahr 1941 eine schnelle Staatsgründung, die Isolierung der Juden und die Liquidierung der Sowjetmacht vorhatten, steht in Frage, ob in der sowjetischen Westukraine vor dem Einmarsch tatsächlich 21.000 Mann in der OUN organisiert waren, wie Struve nach ukrainischen Verfassern anführt (S. 212). Ein derart hoher Organisationsgrad ist zur Stützung seines Hauptarguments erforderlich, dass die Gewalt außer von den Deutschen namentlich seitens der von der OUN-B organisierten Kampfgruppen/Milizen und weniger von der nicht organisierten Bevölkerung ausging.

Die Darstellung der Einzelvorgänge beginnt nicht in Lemberg, sondern in Dobromyl' und Sokal, wo Erschießungen vor der Eroberung von Lemberg begannen und wo nur in Dobro-

myl' das Auffinden der von den abziehenden Sowjets erschossenen Gefängnisinsassen als ‚Grund‘ für massive Judenverfolgungen gelten konnte. Es folgt eine sich an den einzelnen Berichten entlangastende Darstellung der einzelnen Phasen der Pogrome, Erschießungen und anderen Gewalttaten in Lemberg, den übrigen von der Wehrmacht besetzten Gebieten – unter besonderer Würdigung der bereits im Zusammenhang mit der „Wehrmachtausstellung“ diskutierten Vorgänge in Zoločiv – sowie in den von Ungarn und zu einem kleinen Teil von slowakischen Truppen besetzten Gebieten.

Wir können hier nur die wichtigsten Erkenntnisse aus Struves Forschung ansprechen:

- Bei den in den Gefängnissen gefundenen Leichen führt Struve deren Entstellungen auf die Genickschüsse und die fortgeschrittene Verwesung zurück, von den Beobachtern wurde sie jedoch als Folge sowjetischer Folter interpretiert, was zu noch größerer Brutalisierung führte.
- Einen Teil der kolportierten angeblichen Beobachtungen wie Kreuzigungen oder das Hineinlegen eines Embryos in den aufgeschnittenen Leib eines Geistlichen verweist er in den Bereich der religiösen Phantasie, wobei die religiöse Basis auch ein motivierendes Element der Judenmassaker gewesen sei. Struve führt dabei auch einander widersprechende Angaben an, die belegen, wie schwierig es ist, sich auf die einzelnen Berichte zu verlassen.
- Das wohl wichtigste neue Ergebnis ist die Identifizierung der SS-Division *Wiking*, die durch Galizien marschierte, als Verantwortliche für Judenmorde und eine Radikalisierung der Einwohner: Die unbegründete Annahme, ihr Kommandeur sei von (natürlich) jüdischen Heckenschützen erschossen worden, ließ alle etwa noch vorhandenen Hemmungen verschwinden.
- Dass Ungarn in seinem Besatzungsgebiet die Pogrome weitgehend verhinderte, war schon vorher bekannt, Struve kann jedoch belegen, dass dies nur für die Städte galt, während auf dem Land, wo es weder Ungarn noch Deutsche gab, die Morde lokal organisiert wurden und dass die jüdische

dörfliche Streubevölkerung teilweise sofort völlig ausgerottet wurde.

- Als wesentliches weiteres Element der Radikalisierung nimmt der Verfasser das Ziel der radikalen ukrainischen Nationalisten an, einen Staat zu gründen. Die OUN-B habe schon zu sowjetischen Zeiten Kampfgruppen gebildet, die bewaffnet waren und neben den Deutschen die treibende Kraft der Morde gewesen seien.
- In diesem Sinne hält Struve auch die Raublust von Bauern für weniger relevant als die nationalistische Euphorie der OUN-Milizen (S. 678).

So wertvoll die Zusammenfassung der Einzelkenntnisse und die Systematisierung der daraus gezogenen Schlüsse ist, zu einzelnen Aussagen bleiben Zweifel bestehen:

- Kann tatsächlich ein so hoher Organisationsgrad der OUN-B unter den Sowjets angenommen werden, dass sie für die Pogrome unmittelbar bereit stand? Die Ethnisierung der Rache (die Gleichsetzung von Juden mit Kommunisten) konnte schließlich auch ein Versuch der sowjetukrainischen Milizionäre gewesen sein, sich durch die „Abrechnung“ mit den Juden als besonders „national“ auszuweisen und so zu rehabilitieren. Für Litauen dokumentiert Struve dies (S. 682–683), für die Westukraine zieht er es nur selten (S. 534, 648) in Betracht, obwohl etwa einige der Milizionäre sowjetische Uniformen trugen (S. 325) und Waffen hatten.
- Auch wenn sich der Verfasser redlich um Quellenkritik bemüht, seien an manchen

Übernahmen Zweifel gestattet. Die Protokolle der sowjetischen Kommissionen, die unmittelbar nach der Befreiung die Verbrechen aufnahmen, entstanden in einem Setting, in dem es sich anbot, die OUN-B (mit deren UPA die Sowjets weiterhin kämpften) für alles verantwortlich zu machen und nicht allzu sehr das ‚einfache Volk‘ zu belasten. Ähnlich taktisch belastet dürften die sowjetischen Verhörprotokolle sein, in denen die Verhörten die Schuld nach Möglichkeit auf andere abzuwälzen versuchten. Aber auch prokrainische, antiukrainische (polnische) und andere Editionen und Berichte hätten an einigen Stellen ein kritischeres Herangehen verdient.

Ungeachtet dieser Monita ist diese erste umfassende Aufarbeitung des galizischen Geschehens im Juni/Juli 1941 eine überaus wichtige und auch sorgfältige, in ihrer Aneinanderreihung grauenhafter Details schwer zu ertragende Kraftleistung, die dazu beiträgt, die Geschehnisse weitgehend aufzuklären. Dazu gehört der Versuch einer Quantifizierung, die Benennung der handelnden Akteure, dann aber auch der Schluss, dass eine Voraussetzung der unzähligen Morde und Quälereien das Vorhandensein organisierter nationalistischer Gruppen sei und (im Widerspruch zu den Thesen von Bogdan Musial) dass es sich keineswegs allein um eine Wechselwirkung zwischen sowjetischen und deutschen Verbrechen gehandelt habe.

Frank Golczewski, Hamburg

MORITZ FLORIN: Kirgistan und die sowjetische Moderne. 1941–1991. Göttingen: V&R unipress, 2015. 309 S., 21 Abb. = Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas – Cultural and Social History of Eastern Europe, 3. ISBN: 978-3-8471-0313-4.

Die sowjetische Nationalitätenpolitik sowie nationale Identitätsbildungen und -findungen in der UdSSR haben sich seit den neunziger Jahren zu einem ebenso formidablen wie spannenden Forschungsfeld entwickelt. Die Prozes-

se stehen in engem Zusammenhang mit einem breiteren Verständnis von Sozialismus, das die sowjetische Staatsideologie als sozialistisches Entwicklungsprojekt und damit als eigenständigen Weg in die Moderne diskutiert. In diesem Spannungsfeld ist die in Hamburg entstandene Dissertation von Moritz Florin angesiedelt. Im Zentrum steht die Frage, inwieweit kirgisische Akteure mit ihrem spezifischen Verständnis und aus eigenen Perspektiven heraus die sowjetische Moderne mitdefinieren und mitgestalten wollten und konnten (S. 14).

Mit Kirgistan widmet sich Florin einem Fall, der einige Besonderheiten aufweist. Erst 1936 wurde die Region zur Unionsrepublik aufgewertet. Seit dem Zweiten Weltkrieg machte die Titularnationalität weniger als fünfzig Prozent der Bevölkerung aus. Evakuierungen, aber vor allem Massendeportationen im Zweiten Weltkrieg haben die fragilen Mehrheitsverhältnisse vor Ort nachhaltig beeinflusst. In der Hauptstadt Frunze, seit 1991 Biškek, waren in dieser Zeit faktisch kaum Kirgisen anzutreffen.

Unabhängig hiervon hatte sich ein kirgisches Nationalbewusstsein ab 1917 erst noch entwickeln müssen. Dies geschah quasi parallel zu breiten Alphabetisierungs- und Bildungskampagnen, die die für die sozialistische Modernisierung notwendigen Voraussetzungen schaffen sollten. Nach 1945 mussten sich die in den Kriegsjahren gestärkte nationale Tradition und insbesondere die eigenen Führungseliten mit Diskursen einer gesamtsovjatischen Identität sowie mit starken russozentrischen Orientierungen in der UdSSR auseinandersetzen. Florin zeichnet diese komplexen Vorgänge und Wechselwirkungen in einer sehr gut lesbaren Diktion nach und liefert eine äußerst dichte und kompakte Analyse. Er stellt dabei zwangsläufig kulturelle Dimensionen in den Mittelpunkt, ohne aber beispielsweise Fragen des Parteilebens, der Wirtschaftspolitik oder internationaler Beziehungen sowie der Propaganda im Kalten Krieg zu ignorieren.

Auch die Kirgisische SSR erlebte im Zweiten Weltkrieg den patriotischen Aufschwung mit. Dass ein hier besonders gefeierter Held der sowjetischen Armee, Ivan Panfilov, von Geburt Russe war, verdeutlicht erneut die Widerhaken im national-sovjatischen Geflecht. Mit dem Sieg im Rücken gewann in Kirgistan der Glaube an eine lichte Zukunft ebenfalls an Gewicht. Im Doppelprozess von sozialistischer Modernisierung und nationaler Findung konnte man sich von einer solchen Zukunft auch eine zweite *korenizacija* erwarten (S. 91). Mit dem Verlust des unbedingten Fortschrittsglaubens öffneten sich wieder Risse zwischen nationalen und gesamtsovjatischen, vielfach russisch durchsetzten Identitäten. Dabei schienen zahlreiche Kirgisen Ende der

achtziger Jahre dafür offen zu sein, ein reformiertes sowjetisches „Experiment Moderne“ (Stefan Plaggenborg) fortzuführen. Sie waren aber ebenso bereit, Chancen und Möglichkeiten des von Russland unabhängigen Staats auszuloten – die Ambivalenzen der ersten Jahre waren nicht überwunden.

In seiner Arbeit rückt Florin mit eingehend recherchierten Biographien führende Intellektuelle als relevante nationale Akteure in den Blickpunkt, von Tügölbaj Sysykbekov oder Aaly Tokombaev über Mar Bajžiev und Omor Sultanov bis hin zu dem auch in der UdSSR und außerhalb der sozialistischen Welt weitaus bekannteren Čyngyz Ajtmatov. Ihre Lebenswege verleihen der Darstellung zusätzliche Struktur. Sie verdeutlichen kollektive Karrieremuster von Stalin bis Gorbačev, zeigen aber auch, dass innerhalb der sowjetischen Rahmenbedingungen intellektuelle Ausdifferenzierungen und Auseinanderentwicklungen stattfanden. Die biographischen Beschreibungen erläutern derartige Denk- und Wandlungsprozesse. Sie akzentuieren die ausschlaggebenden Themenfelder, und sie zeigen dabei schließlich auch die Grenzen des sowjetischen Modells und seiner Vorstellungen von Moderne auf.

Auf der anderen Seite spiegelt die Prominenz privilegierter Eliten in der Darstellung die Problematik wider, dass sich angesichts der sowjetischen Herrschaftspraktiken, Presselandschaft und Verhaltensweisen allgemeine Stimmungs- und Meinungsbilder der verschiedenen Schichten und Kreise der Gesellschaften kaum verlässlich eruieren lassen. Um hier Abhilfe zu schaffen, hat der Autor selbst vor Ort 45 Gespräche geführt. Zudem konnte er 200 weitere Interviews, die im Rahmen eines Oral-History-Projekts der OSZE-Akademie entstanden, für seine Analysen nutzen. Inwieweit in diesen Erhebungen die stumme Masse zum Sprechen gebracht werden konnte, bleibt in der Arbeit unklar, trotz eines eigenen Anhangs zur Methode. Hier wäre eine genauere, auch quantifizierende Aufschlüsselung der Gesprächspartner sicherlich nützlich gewesen. So hinterlässt der Exkurs einen etwas unfertigen Eindruck. Dieser Eindruck trifft auch für andere Teile der Studie zu. So hätte sich insbesondere eine

Rückbindung der Befunde oder Begrifflichkeiten an gängige Theoriendebatten der Forschungen zu Nationalismus und *nation building* sowie zu Imperien angeboten. Dies hätte nicht zuletzt die Anschlussfähigkeit der Studie in den

entsprechenden Großbereichen erhöht und die anregenden Debatten und Beschreibungen der Monographie selbst abgerundet.

Andreas Hilger, Hamburg

KEYA THAKUR-SMOLAREK: Der Erste Weltkrieg und die polnische Frage. Die Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die zeitgenössischen polnischen Wortführer. Münster, Berlin, Wien [usw.]: LIT, 2014. 638 S. = Osteuropa: Geschichte, Wirtschaft, Politik, 48. ISBN: 978-3-643-12777-8.

Der Erste Weltkrieg hat die politische Ordnung und die Landkarte Ostmitteleuropas vollständig verändert. Für die Polen selbst führte er nach 123 Jahren zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit ihres Staates. Obwohl man in den letzten Jahren ein wachsendes Interesse der Historiker und Historikerinnen an der Geschichte Polens während des Großen Krieges beobachten kann, fehlt es immer noch an einer Überblicksdarstellung zu den Wandlungen der polnischen öffentlichen Meinung insgesamt und nicht nur einzelner Parteien. Die Studie von Thakur-Smolarek ist, wie schon der Titel ankündigt, der Rezeption von Kriegsereignissen durch die polnische Presse gewidmet. Die Verfasserin hat verschiedene Quellen verwendet und untersucht, die aus allen Teilungsgebieten Polens stammen und das ganze Spektrum von polnischen politischen Gruppierungen repräsentieren: die Konservativen, die Nationaldemokraten, die Sozialisten, die Sozialdemokraten sowie die Bauernparteien. Zeitungen, Wochenzeitschriften, Parteiprogramme, Flugblätter, Aufrufe, Denkschriften, Rundschreiben von Parteileitungen, öffentliche Reden von Politikern geben uns Einsicht in die damaligen Befürchtungen sowie die alltäglichen Schwierigkeiten und Hoffnungen der Vertreter aus unterschiedlichen sozialen Schichten und der wirklichen und vermeintlichen Wortführer dieser Milieus.

Dabei unterlag – so wie jeder Pressetitel in den kriegführenden Staaten – auch die polnische Presse strikter Zensur bzw. Selbstzensur.

Journalisten und Publizisten wussten genau, was sie schreiben durften und was nicht. Der polnische politische Diskurs musste sich ja an den Rahmen der Propagandapolitik der kriegführenden Mächte anpassen. Die Stimmen der polnischen Medien in Galizien oder aus dem preußischen Teilungsgebiet zeichneten Russland als einen zurückgebliebenen und barbarischen Staat, der Polen und dem Katholizismus feindlich gegenüberstand. In den Medien Kongresspolens wurden bis 1915, genauso wie in den Jahren vor dem Kriegsausbruch, dagegen die Deutschen und besonders die Preußen als die größte Gefahr für die Existenz des Polentums oder sogar des ganzen Slawentums dargestellt. Dort warf man Pilsudskis Legionären vor, unbewusst den deutschen imperialen Interessen zu dienen. Da nicht alle Fragen öffentlich erörtert werden konnten, blieben sie ungeklärt. Die polnische Presse galt den einschlägigen Behörden als potentiell besonders verdächtig und stand unter entsprechender Beobachtung. In einer sich ständig ändernden und oft unübersichtlichen Kriegslage versuchten die polnischen Wortführer (hauptsächlich Politiker und Journalisten), die polnische öffentliche Meinung von ihren Interpretationen der Kriegsereignisse zu überzeugen und das polnische Nationalinteresse zu definieren.

Thakur-Smolarek hat sich auf die Wahrnehmung und die Deutungen folgender Kriegsereignisse durch die polnischen politischen Eliten konzentriert: den Kriegsausbruch, die Errichtung des vorläufigen Staatsrats und des Regentenschaftsrats, die beiden russischen Revolutionen, Kämpfe auf den polnischen Gebieten, die deutsche und die österreich-ungarische Besatzungspolitik in Kongresspolen, die Zwei-Kaiser-Proklamation vom 5. November 1916 und den Frieden von Brest-Litowsk. Die Ereignisse und Prozesse, die Thakur-Smolarek gewählt hat, waren aus polnischer Perspektive von

großer Bedeutung; sie wurden von politischen Gruppierungen intensiv diskutiert und interpretiert. Selbstverständlich werden bei den Schilderungen des Kriegsgeschehens nicht nur die politischen und die sozialen Unterschiede deutlich, sondern auch die regionalen. Die Polen aus Russland oder Österreich konnten, wenn auch nicht ihre absolute Unabhängigkeit, so zumindest eine bedeutsame und reale Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und ihrer nationalen Freiheiten erreichen; die loyale Haltung der polnischen Untertanen während des Krieges gegenüber dem deutschen Kaiser vermochte lediglich zu einer kleinen Korrektur der Polenpolitik beizutragen.

Die Lektüre des Buches hinterlässt gemischte Gefühle. Erstens ist es im Übermaß angefüllt mit Zitaten, die – ohne Verlust an Qualität – reduziert oder separat im Quellenverzeichnis hätten untergebracht werden können. Unserer Meinung nach begründen allzu viele Zitate dieselben Thesen. Zweitens lässt sich nicht nachvollziehen, warum die Narration dieser Studie im März 1918, mit dem Frieden von Brest-Litowsk, endet, denn dafür gibt es keine plausible Begründung. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs im Westen und bis zum Zerfall der Habsburger- und der Hohenzollernmonarchie hielt ein heftiger und intensiver Diskurs in der polnischen legalen und illegalen Presse noch einige Monate an. Drittens lässt sich der Schlüssel nicht entziffern, nach dem die Verfasserin die Zitate dem Haupttext und den Anmerkungen zugeordnet hat. Außerdem hat man den Eindruck, dass die Autorin die Quellen manchmal wortwörtlich nimmt und zu unkritisch verwendet. Zum Beispiel werden auf den Seiten 284 (Anmerkung 104) und 288 (Anmerkung 122) Nachrichten aus dem *Amsterdamer Telegraphen* zitiert, der bestimmt keine zuverlässige Quelle für die Geschichte Polens in den Jahren 1914 bis 1918 war, zumal die Zeitung keinen Korrespondenten in Polen hatte. Die Gräueltaten, die die k.u.k. Soldaten in den ersten Septembertagen 1914 an den polnischen

Bauern in der Umgebung von Lublin verübten, führten nicht zur Abkühlung der Sympathien der Bewohner Kongresspolens für die Donaumonarchie (S. 118), weil es dort solche Stimmungen auch vorher nicht gab.

Die Proportionen zwischen den Kapiteln lassen etwas zu wünschen übrig. Beispielsweise umfasst die Beschreibung der Wirtschaftspolitik der beiden Besatzungsmächte fast dreißig Seiten, was im Hinblick auf das im Titel angegebene Thema als etwas zu lang und teilweise auch als überflüssig erscheint. Unseres Erachtens ist das Verhältnis zwischen dem Haupttext und den Anmerkungen ebenfalls nicht ausgewogen – durch die ständigen Verweise auf die Fußnoten wird das konzentrierte Lesen erschwert. Muss unbedingt fast jeder Satz mit einer Anmerkung versehen werden?

Der Anhang mit vier Dokumenten wäre wohl auch verzichtbar gewesen, da im Haupttext und in den Anmerkungen ja schon Hunderte von Quellenfragmenten, sogar mit deutscher Übersetzung, zu finden sind. Dagegen ist das Register von politischen Parteien, Organisationen, Institutionen und Pressetiteln sehr hilfreich – auch für den polnischen Leser. Im Literaturverzeichnis fehlen zwei vielgelesene und meinungsbildende Zeitungen, nämlich *Kurier Warszawski* und *Gazeta Grudziądzka*. Darüber hinaus vermisst man dort ein paar neuere, teilweise wichtige Monografien wie die von Jan Lewandowski, Damian Szymczak, Tomasz Kargol oder Jerzy Z. Pająk. Generell betrachtet ist das russische Teilungsgebiet im Vergleich mit dem preußischen und dem österreichischen überrepräsentiert, sowohl im Haupttext als auch bei der Quellenauswahl. Am Rande sei noch eine kleine Korrektur angebracht: Es heißt „Zagłębie Dąbrowskie“ statt „Zagłab Dabrowski“. Trotz ihres gewaltigen Umfangs und der interessanten Thematik erscheint uns die Studie von Thakur-Smolarek nicht vollständig ausgereift und in ihrer Konzeption nicht ganz bis zum Ende durchdacht.

Piotr Szłanta, Warschau

Krieg im Museum. Präsentationen des Zweiten Weltkriegs in Museen und Gedenkstätten des östlichen Europa. Hrsg. von Ekaterina Makhotina / Ekaterina Keding / Włodzimierz Borodziej / Étienne François / Martin Schulze Wessel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015. 376 S., Abb. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 131. ISBN: 978-3-525-37309-5.

ZUZANNA BOGUMIŁ / JOANNA WAWRZYŃIAK / TIM BUCHEN / CHRISTIAN GANZER / MARIA SENINA: *The Enemy on Display. The Second World War in Eastern European Museums*. New York, Oxford: Berghahn, 2015. XIII, 176 S., 18 Abb. = *Museums and Collections*, 7. ISBN: 978-1-78238-217-1.

Die zu besprechenden Bände haben nur im Titel wesentliche Gemeinsamkeiten. Beiden geht es um die Darstellung des Zweiten Weltkriegs im Medium Museum und zwangsläufig überkreuzen sich dabei auch Schwerpunkte und Fragestellungen. Doch *Krieg im Museum* ist ein in vielerlei Hinsicht typischer Sammelband eines geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojektes. Der Fokus liegt nicht so sehr der auf Ausstellungsanalyse, sondern auf einer Diagnose osteuropäischer Erinnerungskulturen, vor allem nach dem historischen Umbruch von 1989/91. Bei *The Enemy on Display* handelt es sich um eine interdisziplinär angelegte Gemeinschaftsarbeit von fünf Autoren, die vergleichend und exemplarisch die Darstellung des Feindes in drei Ausstellungen in drei Ländern analysieren will.

Krieg im Museum ist in vier Kapitel gegliedert, die nach unterschiedlichen thematischen Aspekten fragen – nach der Darstellung und Musealisierung des Weltkriegs auf staatlicher, lokaler und individueller Ebene; nach Gedenkstätten in niedergebrannten Dörfern; nach der Darstellung des Holocaust; nach Formen der Visualisierung in KZ-Gedenkstätten. Diese vier Klammern tauchen leider nur im Inhaltsverzeichnis auf – weder gibt es eine Wiederholung dieser Zwischenüberschriften im Buch, noch wird die Einteilung erläutert. Der auf die Einleitung der Herausgeber folgende Text von

THOMAS THIEMEYER macht deutlich, warum Museen ein wichtiges Medium der Erinnerungskultur und gleichzeitig Objekte zu deren Analyse sind. Der Artikel legt die theoretische Messlatte für die folgenden Fallstudien hoch, nutzt aber keine osteuropäischen Beispiele und konstatiert zuletzt nur noch Unterschiede zwischen west- und osteuropäischer Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg.

Dabei reagiert der Band laut Vorwort der Herausgeber auf erinnerungskulturelle Konfliktlinien, die in verschiedenen Teilen Europas in der Auseinandersetzung darüber entstehen, inwiefern Stalinismus und Nationalsozialismus „als zwei gleichermaßen gewaltsame totalitäre Machtgebilde zu deuten“ seien, statt „den Holocaust als einigendes europäisches Gedächtnis zu etablieren“ (S. 1). Es wird auf den 23. August als Konkurrenz zum 27. Januar hingewiesen, genauso wie auf die Debatten um die Aussagen der lettischen Außenministerin zur Gleichwertigkeit der Verbrechen von Nationalsozialismus und Kommunismus anlässlich der Leipziger Buchmesse 2004. Doch einschlägige Forschungsergebnisse, die sich mit diesen Fragen befassen, enthält der Band kaum. Vielmehr fragen die meisten der versammelten Artikel einfach danach, wie die Erinnerung an die Ermordung der Juden in die osteuropäische Museen- und Gedenkstättenlandschaft integriert wurde. Inwiefern diese (nachholende) Darstellung des Holocaust mit der konfliktbeladenen Darstellung von Nationalsozialismus und Stalinismus als gleichwertig verbrecherischer Regime in Konflikt gerät, wird aber selten thematisiert – gerade weil Beispiele aus den baltischen Ländern und dort zu zentralen Institutionen der Geschichtskultur fast gänzlich fehlen.

So kann EKATERINA MAKHOTINA am Beispiel der Erinnerung an das Massaker im Dorf Pirčiupis in Litauen durchaus zeigen, wie Erinnerung und Gedenkrituale sowjetischer Prägung nach 1991 einer Marginalisierung anheimfielen. Sie behandelt mit Pirčiupis aber keinen Fall, in dem Narrative zum verbrecherischen Charakter des Kommunismus direkt in Konkurrenz zur Darstellung nationalsozialistischer Verbrechen stünden – hierzu wäre eine genauere Analyse auch anderer Orte oder Museen notwendig

gewesen. Auch am ungarischen Beispiel macht REGINA FRITZ klar, wie internationale Erwartungen die ungarische Politik und Öffentlichkeit dazu bewegten, Holocaustgedenken in Budapest und in der ungarischen Nationalausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau entsprechend anzupassen und ungarische Opfernarrative unter dem Kommunismus partiell auszublenken (obwohl diese etwa im Budapester Haus des Terrors dargestellt werden).

Doch dort, wo die ehemals staatstragende Narration vom antifaschistischen Widerstandskampf nach 1989 an Bedeutung verlor, musste dies nicht zwangsläufig durch eine neue, antikommunistische Meistererzählung ersetzt werden. Es konnten auch andere Schwerpunkte gesetzt werden. PETR KOURA zeigt für das tschechische Lidice, wie die Neugestaltung der Gedenkstätte 2006 einen Opferdiskurs etablierte. Das zweite tschechische Fallbeispiel von ULRIKE LUNOW zu Theresienstadt lässt die Zeit nach 1989 zwar außen vor, macht aber deutlich, dass bereits vor, besonders aber nach 1989 die Rolle des Ghettos Theresienstadt als Stätte der Verfolgung und Ermordung von Juden gewürdigt wurde.

Die vier Beispiele aus Polen kreisen ebenfalls darum, wie die Ermordung – und damit einhergehend die Augenzeugenschaft der polnischen Bevölkerung – repräsentiert wird oder erstmals nach 1989 in den Fokus rückte. MONIKA HEINEMANN macht an der Schau *Emaillwarenfabrik Oskar Schindlers*, die sich an ein breites und internationales Publikum richtet, deutlich, dass dort jüdische und polnische Schicksale unter der deutschen Besatzung Krakaus gleichberechtigt behandelt werden. Dass in der Ausstellung klassische museale Präsentationsweisen durch Elemente des Gedenkens ergänzt werden, scheint eher einer allgemeinen Tendenz (in Polen) zu entsprechen, als veraltet geltende Darstellungsformen aufzubrechen. HANNAH MAISCHEIN beurteilt die Ablösung von „authentischen“ Orten wie der Apotheke am ehemaligen Krakauer Ghetto durch popkulturelle (filmische) Medien und positiv aufgeladene Protagonisten wie Schindler als Universalisierung, die einem polnisch-jüdischen Dialog über die Geschichte des Judenmords hin-

derlich sei. PIOTR MAJEWSKI wendet sich vernachlässigten Stätten des Holocaust – Treblinka und Kulmhof/Chelmno – zu. An beiden Orten wurden die Denkmale und Überreste der Vernichtungsstätten inzwischen um bescheidene Ausstellungen ergänzt. Während in Treblinka seit der Entstehung des Gedenkensembles in den sechziger Jahren das jüdische Schicksal gewürdigt wurde, ist diese Lesart in Kulmhof erst mit neuen Mahnmalen auf der älteren Anlage hinzugekommen. Für Sobibór konstatiert SABRINA LAUSEN Ähnliches, auch hier wurde in der Denkmalsprache die Rolle jüdischer Opfer bisher heruntergespielt. Da die Neugestaltung von Sobibór bevorsteht, ist hier die Zukunft noch offen.

Neben dem bereits erwähnten Artikel zu Litauen thematisieren weitere vier Aufsätze im Buch ehemalige sowjetische Republiken. In den vorgestellten Beispielen aus Karelien (Russland), dem Vitebsker Gebiet und der Brester Festung (Weißrussland) sowie Charkiv (Ukraine) analysieren die Autorinnen und Autoren Museen daraufhin, wie diese mit der sowjetischen Meistererzählung vom Großen Vaterländischen Krieges von 1941 bis 1945 umgehen.

Da IRYNA SKLOKINAS Artikel zum Historischen Museum in Charkiv die Zeit von 1943 bis 1985 abbildet, lässt sich hier quellengestützt und überzeugend nachlesen, wie sowjetische Geschichtspolitik in den Regionen einer Weltmacht ausgehandelt und implementiert wurde. EKATERINA MELNIKOVA konstatiert für die Region nördlich des Ladogasees eine vielfältige museale Landschaft, in der die Erzählung über den Zweiten Weltkrieg inzwischen generationell geprägt ist. So sei es nicht mehr die Geschichte des Krieges, sondern die Erinnerung an diesen, die es einigen Initiativen ermöglicht, den finnisch-sowjetischen Winterkrieg als lokales Phänomen darzustellen. Wie gehabt erscheint die Darstellung des Zweiten Weltkriegs in den Regionen Weißrusslands. Im Vitebsker Gebiet kann EKATERINA KEDING zwar nach 1991 eine zunehmende Erwähnung von Juden, sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern ausmachen, am Mythos des Großen Vaterländischen Krieges mit einem Schwerpunkt auf Partisanenkampf wird jedoch nicht gerüttelt. In

diese Richtung deutet auch CHRISTIAN GANZER die Ausstellung in der Brester Festung. Nach 1991 durchaus partiell ergänzt, ist die teleologische Erzählung weiterhin dem Mythos sowjetischen Heldentums verpflichtet – und übergeht etwa den Ribbentrop-Molotov-Pakt und die Vorgeschichte der Festung von 1939 bis 1941.

Während in allen thematisierten Ländern und Institutionen der Zweite Weltkrieg die zentrale oder zumindest eine sehr wichtige Rolle spielt, so ist dies in Rumänien anders. MARTIN JUNG zeigt, wie auffällig unbeachtet dort Erwartungen insbesondere an die Würdigung des Holocaust bleiben, die nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Beitritt zur Europäischen Union gehegt wurden. Dass Rumänien das einzige Beispiel aus Südosteuropa bleibt, ist wohl vor allem dem Umfang des Sammelbandes geschuldet – für das ehemalige Jugoslawien ließen sich aufschlussreiche Ergebnisse erwarten, da hier die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg nach den Zerfallskriegen neu entsteht.

In einer Art Nachwort versucht ETIENNE FRANÇOIS eine Bilanz. Er geht dabei zwar auf Paradigmenwechsel im Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg und dessen Präsentation in Osteuropa ein, wo er u.a. eine „Opferkonkurrenz“ zwischen jüdischen und anderen Opfern feststellt. Da jedoch wenige Artikel der Frage nach der Darstellung von Nationalsozialismus und Kommunismus (und deren Verbrechen) oder der Einordnung in einen – wie auch immer wahrgenommenen – Leitdiskurs des westlichen Europas nachgehen, stellt François nicht viel mehr als die Vielfalt der musealen Erinnerungskulturen in Osteuropa fest. So stellt sich insgesamt die Frage, ob dem Band die Konzentration auf regionale, noch deutlicher problemorientierte Forschungsfragen sowie eine stärkere Berücksichtigung der baltischen Staaten nicht gut getan hätte.

In *The Enemy on Display* werden die Erinnerungskulturen in Russland, Polen und Deutschland anhand der Stadtmuseen in St. Petersburg, Warschau und Dresden vermessen. Die interdisziplinär gestellte Frage nach Feindbildern in Ausstellungen verspricht frischen Wind in der Debatte. Doch anstatt diese Frage zum Aus-

gangspunkt der Auswahl der Museen zu machen, wurden Städte und Museen ausgewählt, in denen die Leiden der Bevölkerung als vermeintliches Hauptmotiv der örtlichen Weltkriegserinnerung thematisiert werden. Zum Zwecke der musealen Analyse werden die Blockade Leningrads 1941–1944 und der Warschauer Aufstand 1944 als Parallelereignisse zur Dresdner Bombennacht im Februar 1945 konstruiert.

Da in Dresden nur das Stadtmuseum die Geschichte der Bombardierung der Stadt aufgreift, werden auch in St. Petersburg und Warschau die Stadtmuseen vergleichend herangezogen. Dies ist thematisch nachvollziehbar, aus analytischen Gesichtspunkten aber problematisch, da in beiden Städten andere Institutionen Blockade und Aufstand staatstragender repräsentieren. Wie bei dieser Beschränkung auf Fallbeispiele mit kleinem Budget, vergleichsweise geringerer Rezeption und ganz unterschiedlichen Entstehungszeiten die Annahme gerechtfertigt bleiben soll, dass Museen für moderne Gesellschaften Meinungsmacher und Identitätsstifter seien, wird nicht ausreichend hinterfragt.

An die Gattung Stadtmuseum werden dann die Fragen gerichtet, wie viel Stadt- und Nationalgeschichte in den Ausstellungen erzählt wird, wer die „Helden“ der Erzählung seien und wie sich die Ausstellungen zum vermeintlich Sagbaren und Nicht-Sagbaren positionieren. Die Kategorisierung von Museen als Tempel mit kanonisierter Aussage oder als Forum, das unterschiedliche Versionen von Geschichte zulässt, dient als Grobunterscheidungsmerkmal der Analyse – und wird daher auch bereits in den Kapitelüberschriften den jeweiligen Museen zugeordnet. Demnach entsprechen die Museen in St. Petersburg und Warschau dem Typ des Tempels, das in Dresden dem des Forums. Ausgehend davon ist es durchaus vielversprechend, die Ausstellungen nicht nur auf die Bilder des Eigenen hin zu analysieren, sondern auch den Feind als Kategorie zu nutzen. Im Bild vom Feind – so die Hoffnung der Autoren – würden die Interpretationen der Ausstellungsmacher in Hinblick auf Konstruktionen von Identität konturierter.

In der St. Petersburger Ausstellung – seit den

sechziger Jahren weitestgehend unverändert – machen die Autorinnen und Autoren zwei Feinde aus: zum einen den militärischen deutschen Feind, der dem entmenslichten Bild der Kriegspropaganda und danach sowjetischer Ausstellungen entspreche; zum zweiten den Feind Hunger, Kälte und militärische Bedrohung. Zu beiden Feinden stünden Leningrader und sowjetische Helden im Kontrast. Die Ausstellung diene daher bis heute den Bewohnern von St. Petersburg als Identifikationsangebot.

Die Warschauer Ausstellung wiederum bediene in erster Linie positiv aufgeladene Eigenbilder, der deutsche Feind bleibe relativ abstrakt, ein unmoralischer, dümmlich-tierischer Angreifer. Das Grundmuster vom katholischen polnischen Helden gehe – gestützt von Motiven polnischer Nationalgeschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert – in Legendensbildung über. Der polnische Untergrundkämpfer sei als (männlicher) ehrenvoller Märtyrer, der gegen einen (preußischen) Eindringling von niederer Kultur kämpft, dargestellt. Die Autorinnen und Autoren kritisieren, dass die jüdischen Aufständischen im Warschauer Ghettoaufstand 1943 marginalisiert blieben und so allenfalls eine polnische Perspektive auf jüdische Geschichte eingefangen werde. So verkürzt füge sich das Narrativ nahtlos in eine romantisch verklärte polnische Nationalgeschichte ein.

In Dresden sehen die Autorinnen und Autoren eine Ausstellung, die den Aufstieg des Nationalsozialismus und den Krieg als eine Anklage an die Deutschen formuliert. Der Feind habe demnach in den Deutschen selbst gesteckt, die ihrem feindlichen „Ich“ nicht hätten entkommen können, während die jüdischen Bewohner Dresdens als positive Protagonisten fungierten. Die Ausstellung schildere, wie das frühere „Elbflorenz“ durch den Zugriff der

Nationalsozialisten, denen sich die Dresdner nicht entgegenstellten, deformiert wurde. Die Bombardierung Dresdens in einem gesonderten Kubus diene dazu, die Leiden der Deutschen zeigen zu können. Der Feind sei hingegen abwesend, und damit werde nicht nach den Schuldigen an der Zerstörung der barocken Altstadt gefragt, und gleichzeitig würden zivile Opfer von früherer Schuld freigesprochen. Wie hier die Annahme entsteht, es gebe keinen Feind, der für die Bombardierungen verantwortlich sei, wird ebenso wenig nachvollziehbar begründet wie etwa die Annahme, in Leningrad seien Hunger und Kälte als Feinde dargestellt. Da nichts dafür spricht, dass dieses Feindbild in St. Petersburg explizit benannt wird, stellt sich die Frage, inwieweit dies etwa für „Bombenkrieg“ oder „Krieg gegen Zivilisten“ in Dresden hätte erfolgen müssen.

Insgesamt bleibt so der Eindruck, dass die Autoren eine handwerkliche Analyse der Medien des Ausstellens (Objekte, Fotos, Texte, Inszenierungen) vernachlässigen und insgesamt in Vorannahmen verharren bzw. erwartbare Diskurse aufspüren. Eine vergleichende Betrachtung, etwa der musealen Mittel, bleibt weitestgehend aus. So bleibt als Fazit, dass der Feind in den drei untersuchten Fällen jeweils anders dargestellt wird.

Am Ende ließe sich aus beiden Bänden mitnehmen, warum und wie die Erinnerungskultur in Osteuropa alte Inhalte neu bewertet, neue Inhalte etabliert und (teilweise) mit welchen Präsentationsweisen dies passiert. Dies hat seinen Wert, aber nach der Lektüre beider Bücher ist man nicht nur vieler interessanter Fallbeispiele gewahr geworden, sondern auf weitere Schritte der Erforschung des Feldes gespannt, die eine bessere Vergleichbarkeit und Einordnung gewährleisten müssten.

Daniel Logemann, Jena

Die Einheit. Das Auswärtige Amt, das DDR-Außenministerium und der Zwei-plus-Vier-Prozess. Hrsg. von Horst Möller / Ilse Dorothee Pautsch / Gregor Schöllgen / Hermann Wentker / Andreas Wirsching. Bearbeitet von Heike Amos / Tim Geiger. Göttingen: Van-

denhoeck & Ruprecht, 2015. 834 S., 63 Abb. ISBN: 978-3-525-30076-3.

Der Band komplettiert die großen Sammlungen deutscher und sowjetischer Dokumente zu den internationalen Erörterungen und Ver-

handlungen über die Vereinigung Deutschlands (Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90. Bearbeitet von Hanns Jürgen Küsters / Daniel Hofmann. München 1998; ANDREAS HILGER (Hrsg.): *Diplomatie für die deutsche Einheit. Dokumente des Auswärtigen Amtes zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen 1989/90.* München 2011; ALEKSANDR GALKIN / ANATOLIJ TSCHERNJAJEW (Hrsg.): *Michail Gorbatschow und die deutsche Frage. Sowjetische Dokumente 1986–1991.* München 2011) vor allem dadurch, dass er den Akten der Bundesrepublik solche der DDR hinzufügt. Außer den beiderseitigen Überlegungen und Entwürfen enthält der Band insbesondere Protokolle der Gespräche mit den Mitgliedsländern (einschließlich der Führungsmächte) sowohl der NATO als auch des Warschauer Pakts. Den 170 ausgewählten Dokumenten ist eine ausführliche, von den Bearbeitern Heike Amos und Tim Geiger verfasste Einleitung vorangestellt. Diese listet zuerst alle einschlägigen Archivalienpublikationen auf und stellt anschließend die politischen Entwicklungen detailliert dar, welche die – zuvor noch undenkbar – Vereinigung der beiden zu gegensätzlichen Bündnissen und Systemen gehörenden deutschen Staaten ermöglicht und bewerkstelligt haben. Wer sich als noch Uninformierter darüber unterrichten will, wird dort alles Wichtige und Notwendige finden. Auch Kenner der Zusammenhänge werden die Einleitung mit Gewinn lesen.

Der Dokumententeil beginnt mit Unterlagen über die Vorgänge vom Sommer und Herbst 1989 im Zusammenhang mit den ostdeutschen Flüchtlingen zuerst in Ungarn und dann in Prag. Diese lassen klar erkennen, wie die zur Vereinigung Deutschlands führenden Prozesse von da aus in Gang kamen. Während der anschließenden Entwicklungen zeigten sich die unterschiedlichen Haltungen der internationalen Akteure auf dem Weg zur deutschen Einheit, vor allem beim Fall der Berliner Mauer, bei Kohls Zehn-Punkte-Plan zur Überwindung der Teilung und bei den Beratungen über den Rahmen der Deutschland-Verhandlungen, die zum Zwei-plus-Vier-Konzept führten. Stets

war die Unterstützung der Vereinigungspolitik Bonns durch George H. W. Bush von entscheidender Bedeutung. Sie bestimmte die Reaktionen nicht nur Gorbatschows, sondern auch der Verbündeten im Westen, wo sich François Mitterrand und Margret Thatcher gegenüber der deutschen Einheit zunächst skeptisch bis ablehnend verhielten. Der amerikanische Präsident setzte sich deswegen für die deutsche Sache ein, weil die Bundesregierung 1983 unter größten Schwierigkeiten unerschütterlich am NATO-Doppelbeschluss festgehalten und die Stationierung der Gegenraketen zur sowjetischen SS 20 durchgeführt hatte. Auch 1989/90 war er sich sicher, dass die Bundesrepublik nach der Vereinigung weiter in der atlantischen Allianz bleiben werde, weil ihre Führung dafür eintrat und ein Tauschgeschäft mit der UdSSR Neutralität gegen Einheit von vornherein ausschloss. Auf dieser Grundlage wollten die USA und schließlich auch alle westlichen Verbündeten die deutsche Einheit.

Angesichts dieser Konstellation sah sich Gorbatschow dazu veranlasst, seinen Widerstand zuerst gegen die Vereinigung und dann auch gegen die gesamtdeutsche NATO-Mitgliedschaft aufzugeben, denn die Zustimmung, die in dieser Frage sowohl von Honeckers Nachfolgern an der Spitze von Partei und Staat als auch von vielen Akteuren der „friedlichen Revolution“ gekommen war, hatte ihm wenig geholfen. Die DDR befand sich in einer wirtschaftlich katastrophalen Lage und stand – was einem politischen Todesurteil gleichkam – vor einer 30 %-igen Senkung des Lebensstandards, wovor sie nur westdeutsche Hilfe retten konnte. Die Position der Bundesrepublik wurde weiter dadurch gestärkt, dass auch die UdSSR materielle Unterstützung aus Bonn benötigte. Auf allen Seiten war man sich darüber einig, dass sich die Vereinigung nur auf die beiden deutschen Staaten einschließlich Berlins erstrecken könne. Folglich musste die Oder-Neiße-Linie als endgültige Ostgrenze anerkannt werden. Das wusste auch Kohl, hielt sich aber zunächst mit entsprechenden Zusicherungen zurück, um die Vertriebenen nicht als Wähler der CDU/CSU zu verlieren. Er wollte ihnen demonstrieren, dass ohne den vertraglichen Ver-

zucht auf die früheren Ostgebiete die Vereinigung nicht zu haben war. Dieses Motiv wurde im Ausland nicht immer verstanden, so dass es zeitweilig zu Irritationen kam.

Im Westen war man stets davon ausgegangen, das Zustandekommen eines gesamtdeutschen Staates müsse sich mit dem Abschluss eines Friedensvertrages verbinden, der die aus dem bei Kriegsende errichteten Besatzungsregime herrührenden Rechte der Vier Mächte aufheben und damit den Deutschen die politische Selbständigkeit voll wiederherstellen sollte. Das damit verbundene Gegeneinander von Siegern und Besiegten wäre jedoch 45 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ein Anachronismus gewesen. Es wurden gleichberechtigte Verhandlungen mit dem Kernpunkt der Ablösung der Vier-Mächte-Rechte vorgesehen, bei denen die beiden deutschen Staaten sogar an die erste Stelle rückten. Bei den Detailberatungen gab es Schwierigkeiten wegen Forderungen der UdSSR. Diese wollte etwa auf der Sitzung am 2. Mai angesichts der rasch voranschreitenden innerdeutschen Vereinigung gewährleisten, dass die auswärtigen Bedingungen in aller Ruhe besprochen und formuliert werden könnten, und schlug deshalb eine fünfjährige Übergangsphase vor, während derer die Vier Mächte ihre Rechte behalten sollten. Sie

verlangte auch eine massive Reduzierung der deutschen Streitkräfte. In dieser Frage kam die Bundesregierung der sowjetischen Seite entgegen, als diese der deutschen NATO-Mitgliedschaft zustimmte. Der Abschluss des Zwei-plus-Vier-Vertrages erfolgte am 12. September. Mit seinem Inkrafttreten am 3. Oktober wurde die Vereinigung vollzogen. Eine Woche später wurde der Abzug der sowjetischen Truppen bis 1994 festgelegt, wobei die Bundesrepublik einen hohen Betrag für den Bau von Wohnungen für die nach Hause zurückkehrenden Offiziersfamilien zusagte.

Insgesamt bietet der Band ein gut ausgewähltes Sortiment der bisher noch nicht publizierten Akten aus dem Bonner Auswärtigen Amt und der hier erstmals veröffentlichten Archivalien aus dem Ost-Berliner Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Ausführliche Erläuterungen in den Fußnoten stellen klar, auf welche – vielfach internen – Vorgänge in den Dokumenten Bezug genommen wird. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, eine Liste der verwendeten Abkürzungen sowie, jeweils mit den wichtigsten Angaben versehen, ein Personen- und Sachregister sorgen dafür, dass sich auch der mit den Zusammenhängen noch wenig vertraute Leser leicht zurechtfindet.

Gerhard Wettig, Kommen

ANTONINA ZYKOVA: Zaren, Bären und Barbaren. Das mediale deutsche Russlandbild am Anfang des 21. Jahrhunderts und seine historischen Wurzeln. Herne: Schäfer, 2014. 360 S., 4 Abb. = Studien zur Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas, 11. ISBN: 978-3-944487-19-9.

Die Dissertation von Antonina Zykova befasst sich mit einem Thema, das in der deutschen Historiographie bereits eine lange und gut entwickelte Forschungstradition aufweist, dem deutschen Russlandbild. Doch wie die aktuellsten politischen Ereignisse zeigen, wird das Thema noch lange nicht an Aktualität und Anziehungskraft verlieren. Die Autorin konzentriert sich auf die Erforschung und Auswertung der deutschen Medienberichte über Russland am „Anfang des 21. Jahrhunderts“,

genauer gesagt in den Jahren 2000–2011. Zwar werden der Ukraine Konflikt und die damit verbundenen Mediendebatten im Einleitungskapitel angesprochen, sie bleiben jedoch außerhalb des Rahmens der Untersuchung, was keineswegs der Autorin vorgeworfen werden soll – das Buch wurde 2014 publiziert und selbstverständlich noch früher verfasst. Der zeitliche Rahmen der Studie ist also auf die zwei ersten Amtsperioden Vladimir Putins und die Präsidentschaft von Dmitrij Medvedev beschränkt.

In Teil I des Buches wird der theoretisch-methodische Rahmen der Studie dargestellt. Die Autorin ordnet ihre Arbeit der Neuen Kulturgeschichte und der Wahrnehmungsforschung zu und versteht nationsgebundene Fremdbilder und Stereotypen vor allem als „konstruierte Realität“, bei deren Entstehung

Massenmedien wie Fernsehen und Zeitungen eine wichtige Rolle spielen. Der konstruierte Charakter eines Fremdbildes deutet darauf hin, dass einerseits die Wahrnehmung einer fremden Nation einer ständigen Anpassung unterworfen wird und andererseits einige Vorstellungen und Stereotypen über Jahrhunderte bestehen und wirksam bleiben. Zu ihrer Aufgabe zählt Zykova die Untersuchung gerade dieser beweglichen („variablen“ in der Terminologie der Autorin) und unbeweglichen („konstanten“) Komponenten des Russlandbildes in deutschen Medien sowie der Faktoren, die diese Vorstellungen präg(t)en („Determinanten“). Daher teilt sich der Hauptteil des Buches (Teile II und III) in zwei Kapitel – eine Übersicht des historischen Erbes des deutschen Russlandbildes seit dem Mittelalter und die Untersuchung der Berichte deutscher Printmedien über russische Innen- und Außenpolitik am Anfang des 21. Jahrhunderts.

In Teil II stützt sich die Autorin hauptsächlich auf sekundäre Forschungsliteratur, wenn sie die historischen Wurzeln des deutschen Russlandbildes skizziert. Zu den wichtigsten Konstanten dieses Bildes zählt Zykova die Vorstellungen von der Rückständigkeit und Barbarei der Russen, der russischen Knechtsnatur und ihrer Hinneigung zu autoritärer Herrschaft sowie zur Vortäuschung falscher Realitäten (Topos von den „potemkinschen Dörfern“) und schließlich die Zuordnung Russlands zu Asien und die allgemeine Furcht vor der „russischen Gefahr“. Der Überblick über die Historiographie ist jedoch etwas lückenhaft: Der Schwerpunkt liegt deutlich auf den deutschsprachigen Werken von Andreas Kappeler, Hans Lemberg und auf den vier Bänden des Wuppertaler Projekts unter Redaktion von Mechthild Keller, während die englischen Arbeiten von Marshall Poe und Nancy Kollmann Shields über die Ursprünge der Barbaren- und Sklavenbilder und des russischen Despotismus nicht berücksichtigt werden. Komponenten wie Barbarei und Rückständigkeit der Russen werden im Wesentlichen miteinander gleichgesetzt, obwohl gerade der Übergang von der Vorstellung über die russische Barbarei zu der Idee der Rückständigkeit Russlands einen wich-

tigen Wendepunkt in der westlichen Wahrnehmung Russlands unter Peter I. markierte. Fehlerhaft ist die Erwähnung fehlender Russischkenntnisse bei Sigismund von Herberstein, der bekanntermaßen während seines Aufenthalts im Moskauer Reich etliche russische Handschriften lesen konnte.

Die eigentliche Quellenanalyse – die Untersuchung und Auswertung der Zeitungsberichte – findet sich im Teil III des Buches. Die Autorin wählt die wichtigsten Themenfelder der deutschen russlandbezogenen Berichterstattung der Jahre 2000–2011 aus, beispielsweise „Energieimperialismus“ oder „Demokratiedefizite“, und untersucht sie im Hinblick auf Verwendung von alten Klischees und Stereotypen. Daraus ergibt sich laut Zykova, dass vor allem vier Komponenten des modernen deutschen Russlandbildes starke Parallelen zu bereits in der Vergangenheit vorhandenen Vorurteilen aufweisen: Vortäuschung falscher Realitäten (Topos von den „potemkinschen Dörfern“), die Schüler-Rolle Russlands im Verhältnis zum westlichen Europa, die Exklusion Russlands aus dem europäischen Raum und verschiedene Formen des Topos von der „russischen Gefahr“. Insgesamt kommt die Autorin zum Ergebnis, dass „sich hinter den Russlandbildern des Anfangs des 21. Jahrhunderts unter dem Mantel der Hinweise auf die autoritär-totalitäre sowjetische Vergangenheit Muster und Vorlagen der früheren Russlandvorstellungen verbergen, die ihren inhaltlichen Parametern nach bereits Jahrhunderte alt sind“ (S. 246).

Der Weg, der zu dieser Schlussfolgerung führt, erweckt jedoch einige Fragen und Kritik. Erstens ist die Quellenbasis der Studie ziemlich begrenzt: Sie besteht nur aus den Beiträgen der FAZ und des *Spiegel*, mit einigen Ergänzungen aus der *Zeit* und der *Süddeutschen Zeitung*. Die Begründung dieser Auswahl, dass die Einbeziehung anderer Zeitungen „aufgrund der zunehmenden Stromlinienförmigkeit in den Medien inhaltlich und qualitativ kaum einen Mehrwert für die Analyse bringen würde“ (S. 122), erscheint etwas voreilig, da gerade in der deutschen Medienlandschaft Zeitungen mit sehr unterschiedlichen politischen Ansichten präsent sind (etwa FAZ im Vergleich zu TAZ),

von denen auch verschiedene Russlandbilder zu erwarten wären. Zweitens gelingt es Zykova nicht überall, die genauen Wurzeln der Komponenten des modernen deutschen Russlandbildes zu demonstrieren. An mehreren Stellen (z.B. im Kapitel über den russisch-georgischen Konflikt im August 2008) wird deutlich, dass die Journalisten des 21. Jahrhunderts vorwiegend auf die Rhetorik des Kalten Krieges, zum Teil sogar wörtlich, zurückgriffen. Inwieweit die Klischees aus der vorsowjetischen Epoche bewusst herangezogen wurden, wird nicht genau erläutert. Zykova muss selbst konstatieren, dass einige Stereotype über das zarische Russland – Zugehörigkeit Russlands zu Asien, russische Religiosität oder die Benennung „Moskower“ – in der modernen Presse kaum zu finden sind. Schließlich formuliert Zykova selbst einige sehr interessante Fragen, auf die sie jedoch nicht näher eingeht. So erwähnt sie, dass laut Umfragen ein wesentlicher Teil der deutschen Bevölkerung gegenüber der Medien-

berichterstattung über Russland Mitte der 2000er Jahre sehr kritisch eingestellt war, was die These von einer besonderen Wirkung der Medien bei der Schaffung eines Fremdbildes aus Teil I in Frage stellt. Auch die angekündigte Diskrepanz zwischen dem negativen Bild von Russland in den deutschen Medien und der positiven Haltung deutscher Politiker gegenüber Russland während der ersten Präsidentschaften von Putin bleibt ohne Erklärung.

Insgesamt hinterlässt das Buch von Zykova einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits behandelt die Autorin ein sehr aktuelles und fruchtbares Thema, sie bietet Einblicke in die Geschichte der westlichen Wahrnehmung Russlands und zeichnet die Grundzüge der modernen deutschen Medienberichterstattung über Russland nach. Andererseits bedarf das Thema wegen des begrenzten Quellenkorpus der Studie und der unbeantwortet bleibenden Fragen sicherlich weiterer Untersuchung.

Gleb Kazakov, Freiburg i. Br.

ANNA BECKER: Mythos Stalin. Stalinismus und staatliche Geschichtspolitik im postsowjetischen Russland der Ära Putin. Berlin: be.bra Wissenschaft, 2016. 151 S. = Diktatur und Demokratie im 20. Jahrhundert, 2. ISBN: 978-3-95410-036-1.

Weder in der früheren Sowjetunion noch im russischen Nachfolgestaat sind die Verbrechen Stalins – die millionenfache Ermordung und Inhaftierung von Menschen einschließlich überzeugter, loyaler Kommunisten, die niemals begangener Untaten absichtlich beschuldigt wurden – systematisch aufgearbeitet worden. Zwar distanzierten sich von ihm schon seine unmittelbaren Nachfolger, denen nur der Tod des in der Öffentlichkeit gottähnlich verehrten Diktators Leib und Leben gerettet hatte, und es gab unter Chruschtschow zwei Anläufe einer Entstalinisierung. Die Nachfolger konnten aber keine durchgängige Auseinandersetzung mit Stalin und seiner Politik wollen, weil sie eng mit ihm verbunden gewesen waren und sich selbst als seine Komplizen hätten anklagen müssen. Zum einen beruhte ihre Herrschaft auf dem

System, das er gestaltet hatte. Erst unter Gorbatschow, der keinen Anteil an Stalins kriminellem Vorgehen mehr hatte und die bestehenden sozialistischen Strukturen zu verändern suchte, wurde es möglich, dass Historiker und Journalisten in der UdSSR Stalins Verbrechen ohne Rücksicht auf Rechtfertigungsbedürfnisse des Regimes an den Pranger stellten. Der Prozess beim Verfassungsgericht Russlands 1991/92, der Jelzins Verbot der KPdSU vom August 1991 überprüfte und bestätigte, ergab erste Ansätze zu einer breit angelegten, von der Führung unterstützten oder sogar getragenen Aufarbeitung der Stalin-Zeit, die aber nicht fortgeführt wurde.

Gegenwärtig wünscht und fördert das Regime in Moskau Publikationen über geschichtliche Themen, die sich nach den amtlicherseits gewünschten politischen Kriterien richten. Diese Darstellungen sind für die breite Öffentlichkeit und vor allem auch für die Schulen bestimmt und erscheinen daher in hohen Auflagen. Ihr offiziöser Charakter wird in der Regel dadurch verschleiert, dass sie von vorgeblich unabhängigen Institutionen und Orga-

nisationen herausgegeben werden, weil das Regime damit möglichst nicht selbst hervortreten möchte. Das Image der Seriosität liefern mit üppigen Finanzmitteln ausgestattete Wissenschaftler, die nicht den fachlichen Standards, sondern den ihnen erteilten Aufträgen folgen. Zum optimalen Medium für die Verbreitung der offiziell gewünschten Standpunkte wurde das Internet, das wegen der meist kostenlosen Benutzung vor allem die Jugend dazu veranlasst, sich dort zu unterrichten. Insgesamt verzichten die Inhaber der Staatsgewalt zwar auf die in der Sowjetzeit übliche direkte Anleitung der Medien, sie üben aber dadurch, dass sie weithin über die nötigen Ressourcen verfügen und gegen unerwünschte Informationsträger mit Restriktionen vorgehen können, bestimmenden Einfluss auf die öffentliche Meinung aus. Anders als früher gibt es jedoch eine kleine Schar von Historikern, die sich nicht ohne Erfolg um eine unabhängige Forschung bemühen, ihre Ergebnisse aber nur in winzigen Auflagen bekannt machen können. Mithin entstehen durchaus fundierte Werke, die aber nur wenigen fachlichen Spezialisten zur Kenntnis gelangen.

Ein wesentliches Ziel der offiziellen Darstellungen ist, der Bedrohung des Zusammenhalts der Gesellschaft durch die Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen dadurch entgegenzuwirken, dass ein auf die Vorstellung einer großartigen Geschichte gegründetes Gemeinschaftsbewusstsein geschaffen wird. Gleichzeitig geht es darum, die Kräfte des Landes auf die Wiederherstellung des russisch dominierten Imperiums auszurichten, dessen Auflösung nach Putins erklärter Ansicht die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts gewesen ist. Das Bewusstsein einer einzigartigen, grandiosen Vergangenheit soll die Bevölkerung sowohl von der Misere im Innern ablenken als auch zur Unterstützung des nach außen gerichteten, viele Ressourcen und großen Einsatz erfordernden Machtstrebens veranlassen. Was russische Anstrengungen in früheren Zeiten fertiggebracht haben, so lautet die Botschaft, lässt sich auch jetzt und in Zukunft wieder erreichen.

Der Kern dieses Volkserziehungspro-

gramms ist die „russländische Idee“ (*rossijskaja ideja*), das heißt ein Konzept kollektiver staatsnationaler Identität, das die Russen mit den anderen Ethnien des gegenwärtig bestehenden russischen Staates, im Grunde aber des gesamten nachsowjetischen Raumes vereinigt. Dabei geht es im Einzelnen um viererlei:

1. Stolz auf das Vaterland, seine Geschichte und seine Errungenschaften soll zu einem Patriotismus führen, der alle Staatsbürger miteinander verbindet.
2. Der russische Staat ist wegen seiner geopolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung stets und unter allen Umständen Großmacht.
3. Anders als in den westlichen Ländern ist in Russland eine straff ausgeübte Herrschaft als Grundlage und Garantie der Ordnung notwendig.
4. Die soziale Solidarität der russländischen Gesellschaft beruht auf vorherrschend kollektiven und paternalistischen Organisationsformen.

Diese Prinzipien werden zu traditionellen Werten erklärt, die sich in einer jahrhundertelangen Geschichte entwickelt und bewährt hätten. Zentrale Bedeutung kommt dabei der Idee des nach innen und außen starken Staates zu, dessen Identität vom Ruhm der Vergangenheit bestimmt wird. Putins „Machtvertikale“ und der enorme Umfang der von ihm ausgeübten staatlichen Gewalt entsprechen demnach dem Wesen des Landes, das diesem die Rolle der Großmacht zuweise.

Als die beiden Leuchttürme der großen Zeit, als die Russen ein noch über die UdSSR hinausgehendes Imperium schufen und die Position der weltweit respektierten Supermacht gewannen, erscheinen Stalin als Führer der triumphalen Sowjetunion und der seinem Wirken zugeschriebene Sieg im Zweiten Weltkrieg. Putin ist sich zwar darüber im Klaren, dass Stalin für die millionenfache Ermordung und Gulag-Inhaftierung staatsreuer Sowjetbürger und parteitreuer Kommunisten verantwortlich war und insofern nicht als politisches Vorbild gelten kann, will ihn aber der Bevölkerung und vor allem der Jugend als rational handelnden Staatsmann vor Augen zu stellen, der Russland groß

gemacht hat. Wenn dabei auch Gewalt angewandt worden sei, so liege das an den geopolitischen Verhältnissen wie etwa der Weite des Landes, die eine „starke Hand“ und eine kraftvolle Führung erfordere. Wie diese Darlegung bei den Adressaten ankommen soll und tatsächlich auch weithin ankommt, wird durch den bezeichnenden Vorfall verdeutlicht: Eine Schülerin beschreibt in einem Aufsatz die Leiden ihrer Großeltern in Zwangsarbeitslagern und antwortet auf die ihr daraufhin von der Lehrerin gestellte Frage, wie sie denn über Stalin denke, er sei trotzdem ein effizienter Führer gewesen. Er war, so will es das offizielle Geschichtsbild, ein großer Staatsmann, der zwar keine besonderen Rücksichten nehmen konnte und sogar direkte Fehlhandlungen begangen hat, aber wirkungsvoll agierte und damit seinem Land zu der ihm gebührenden Größe verhalf.

Anna Becker zeigt aufgrund von meist wenig bekannten und beachteten russischen Quellen sehr genau und differenziert die unterschiedlichen Varianten auf, die bis 2014, als die Arbeit an dem Buch abgeschlossen wurde, in den verschiedenen regimennahen Quartieren Russlands und während der einzelnen Zeitabschnitte formuliert wurden. Die Grundgedanken änderten sich dabei kaum, doch wandelte sich im Detail und in der Akzentierung sehr

viel. So fällt vor dem Hintergrund der seit Ende 2014 erheblich verschärften Tonart auf, dass zeitweilig, als sich Putin in den Jahren 2009 bis 2012 um ein freundliches Verhältnis zum Westen und besonders zu Polen bemühte, die – niemals in Abrede gestellten – Vorbehalte gegenüber Stalin und seiner Politik so sehr in den Vordergrund gerückt wurden, dass der Eindruck einer völlig ablehnenden Haltung entstehen konnte. Vorher und nachher dagegen war davon so wenig die Rede, dass der gegenteilige Schluss nahelag. Insgesamt wird die Geschichtspolitik unter Putin sehr klar und detailliert mit Nachweisen in den Fußnoten dargestellt. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis gestattet es dem Leser, weiter in das Thema einzudringen, wenn er das möchte. Die zurückhaltende sachliche Art der Auseinandersetzung mit dem Thema macht das Buch zur großen wissenschaftlichen Leistung, der auch gute Lesbarkeit für Laien bescheinigt werden kann. Wer sich mit der Vorstellungswelt befasst, die für Putin und seine Leute maßgebend ist, wird um die Lektüre dieses Werkes nicht herumkommen. Es ist zu hoffen, dass ähnliche Forschungen folgen werden, die Aufschluss über die weiteren Entwicklungen seit 2014 geben.

Gerhard Wettig, Kommen

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als *jgo.e-reviews* 2016, 3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

SERHIY BILENKY: *Romantic Nationalism in Eastern Europe. Russian, Polish, and Ukrainian Political Imaginations.* (Kerstin S. Jobst)

L. I. BORODKIN, CH. KESSLER, A. K. SOKOLOVA: *„Sovetskoe nasledstvo“.* Otrazhenie prošlogo v social’nyh i ekonomičeskich praktikach sovremennoj Rossii. (Alexandra Oberländer)

PATRICE M. DABROWSKI, STEFAN TROEBST: *Vom Gebrauch und Missbrauch der Historie. Geschichtspolitik und Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Südosteuropa*

(1791–1989). (Paul Srodecki)

MARTA FISCHER: *Akteure und Agentien. Biobibliographisches Lexikon der Pharmakologen zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert.* (Peter Hoffmann)

HALINA FLORKOWSKA-FRANČIĆ: *„Die Freiheit ist eine grosse Sache“.* Aktivitäten polnischer Patrioten in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs. (Hans-Christian Dahlmann)

MARCUS FRANKE: *Russlands Zivilgesellschaft. Von Stalin zu Putin.* (Christian Noack)

ANDREAS FÜLBERTH: *Riga. Kleine Geschichte der Stadt.* (Raoul Zühlke)

SIMON GEISSBÜHLER: *Blutiger Juli. Rumäniens Vernichtungskrieg und der vergessene Massenmord an den Juden 1941.* (Flavius Solomon)

- ANDREAS HELMEDACH, MARKUS KOLLER, KONRAD PETROVSZKY: *Das osmanische Europa. Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa.* (Karl Kaser)
- CATHERINE HOREL: *Les guerres balkaniques (1912–1913). Conflits, enjeux, mémoires.* (Wim P. van Meurs)
- CONSTANTIN IORDACHI, ARND BAUERKÄM-
PER: *The Collectivization of Agriculture in Communist Eastern Europe. Comparison and Entanglements.* (Doubravka Olšáková)
- MACIEJ JANOWSKI, JERZY JEDLICKI: *Birth of the Intelligentsia 1750–1831. A History of the Polish Intelligentsia.* (Heidi Hein-Kircher)
- JERZY JEDLICKI: *The Vicious Circle – 1832–1864. A History of the Polish Intelligentsia.* (Heidi Hein-Kircher)
- RYAN TUCKER JONES: *Empire of Extinction. Russians and the North Pacific's Strange Beasts of the Sea, 1741–1867.* (Robert Kindler)
- ANDREJ L. JURGANOV: *Istočnikovedenie kul'tury. Al'manach.* (Stefan Rohdewald)
- OLGA KURILO: *Kurort als Tat- und Zufluchtsort. Konkurrierende Erinnerungen im mittel- und osteuropäischen Raum im 19. und 20. Jahrhundert.* (Christian Noack)
- MARTINA LISA: *Die Chronik des Václav Nosidlo von Geblice. Aufzeichnungen aus der böhmischen Exulantengemeinde in Pirna zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Edition und Übersetzung.* (Manfred Alexander)
- PETER OLIVER LOEW: *Wir Unsichtbaren. Geschichte der Polen in Deutschland.* (Maciej Górný)
- STEFAN MALFÈR: *Die Protokolle des österreichischen Ministerrats 1848–1867. Abteilung III: Das Ministerium Buol-Schauenstein.* (Heidi Hein-Kircher)
- STEFFI MARUNG, KATJA NAUMANN: *Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jh..* (Kristina Kaiserová)
- MICHAEL MEO: *Romanticism in Astronomy in Baltic Russia in the First Half of the 19th Century.* (Karin Reich)
- MAGDALENA MICIŃSKA, JERZY JEDLICKI: *At the Crossroads 1865–1918. A History of the Polish Intelligentsia.* (Heidi Hein-Kircher)
- RAFAEL OLEWSKI, ERHARD ROY WIEHN: *Tor der Tränen. Jüdisches Leben im Shtetl Osiećiny in Polen, Leiden unter NS-Terror und in Auschwitz, Überleben im KZ Bergen-Belsen, dort im DP-Camp und in Celle 1914–1981.* (Eva Mäder)
- SERGEJ A. PAPKOV: *Obyknovennyj terror. Politika stalinizma v Sibiri.* (Hiroaki Kuromiya)
- T.A. PARCHOMENKO: *Intellektual'naja élita v kontekste russkoj istorii XIX–XX vv.* (Christopher Read)
- A. V. PODO SINOV, O. L. GABELKO: *Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy* (Jochen Fornasier)
- BABETTE QUINKERT, JÖRG MORRÉ: *Deutsche Besatzung in der Sowjetunion 1941–1944. Vernichtungskrieg – Reaktionen – Erinnerung.* (Jan-Hinnerk Antons)
- PAUL ROBINSON, JAY DIXON: *Aiding Afghanistan. A History of Soviet Assistance to a Developing Country.* (Rudolf A. Mark)
- MARTIN SCHULZE WESSEL, FRANK E. SYSYN: *Religion, Nation, and Secularization in Ukraine.* (Christophe von Werdt)
- S. S. STEPANOV, E. JU. SERGEEV: *Invalidy i vojna. Invalidy Pervoj mirovoj vojny. Istoričeskie i nra vstvennye uroki. Materialy II Meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii (29–30 nojabrja 2012 g., Moskva).* (Reinhard Nachtigal)
- HEINER TIMMERMANN: *The Future a Memory. The Cold War and Intelligence Services – Aspects.* (Bodo Hechelhammer)
- SANNA TUROMA, MAXIM WALDSTEIN: *Empire De/Centered. New Spatial Histories of Russia and the Soviet Union.* (Rudolf A. Mark)
- KATHERINE VERDERY: *Secrets and Truths. Ethnography in the Archive of Romania's Secret Police.* (Andreas Hilger)
- GERHARD WETTIG: *Der Tjul'panov-Bericht. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.* (Peter Ruggenthaler)